



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die kirchliche Baukunst des Abendlandes

historisch und systematisch dargestellt

Dehio, Georg

Stuttgart, 1892

Zwölftes Kapitel. Der Gewölbebau in Deutschland.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-81352](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-81352)

Zwölftes Kapitel.

Der Gewölbebau in Deutschland.

Litteratur: siehe Kap. 2.

I. Gewölbte Kleinarchitektur.

Soviel Jahrhunderte das hohe Mittelalter von jener Zeit trennten, da der römische Grenzwall Germanien in ein beherrschtes und ein freies geschieden hatte: der längst gebrochene und überstiegene blieb als unsichtbare Teilungslinie der Kultur doch fort und fort bestehen. Auch im Bauwesen erkennt man sie alsbald. Am deutlichsten an dem grundverschiedenen Verhalten zur Steinkonstruktion. Im Norden und Osten bekundet sich der Steinbau bis ins hohe Mittelalter deutlich als ein Stück Kolonistenkultur; er gedeiht allein im Schutze der Kirche und unter steter Zuhilfenahme fremder Baukräfte; er beschränkt sich auf das notwendigste. Fehlte es dem Sachsenvolke nicht an kunstsöpferischer Kraft überhaupt, ja besass es davon ein so reichliches Teil, dass es der Flachdeckbasilika die edelste, die für den deutschen Baugeist klassische Ausprägung zu geben verstand: die Wiege der Gewölbebasilika konnte allein im Rheinlande stehen. Nur hier und etwa noch in einigen alten Donaustädten war der Steinbau bodenheimisch und aus eigenem Samen sich fortpflanzend. Gewölbtes Deckenwerk wird von der Karolingerzeit ab ununterbrochen, zwar nach Verwendung und Grössenmass beschränkt nur, aber innerhalb dieser Grenzen nicht seltener und kaum schlechter als etwa in Nordfrankreich oder Oberitalien zur Ausführung gebracht. Doch schon vor Mitte des 11. Jahrhunderts zeigen die zentral disponierten Kirchen zu Ottmarsheim und S. Maria im Kapitol zu Köln, dass die Wölbekunst,

wenn auch noch nicht neue Kombinationen ersinnen, so doch im Anschluss an überlieferte Muster bedeutende Aufgaben technisch bewältigen konnte. Um dieselbe Zeit wurde auch bei Basilikalkirchen die vereinzelt wohl schon früher geübte Einwölbung der Seitenschiffe häufiger. Kam dann endlich am Schlusse des Jahrhunderts die schwierigste Aufgabe, die Wölbung des Hauptschiffs, in Angriff, so durften sich die Deutschen aus eigenen Kräften daran wagen, nicht als Schüler ihrer westlichen oder südlichen Nachbarn, sondern mit diesen in gleicher Linie als Erben römischer Ueberlieferung.

Bei weitem den am häufigsten wiederkehrenden Anlass zur Ausführung gewölbten Deckenwerkes geben in der frühromanischen Epoche die KRYPTEN. Ihr Normaltypus zeigt sich schon im 10. Jahrhundert festgestellt (S. 184). Fortentwicklung fand nur in dem Sinne statt, dass die Grundfläche sich vergrösserte (in der grössten Krypta Deutschlands, beim Dom zu SPEIER, bis auf ca. 827 qm). Vermehrte Schwierigkeiten erwuchsen daraus nicht, da man nur die Zahl der Gewölbefelder, nicht deren Abmessungen erhöhte. Je nach Bedürfnis wurde die Breite des Chorquadrates in der Oberkirche hier unten in drei, vier oder selbst fünf Schiffe zerlegt. Gerade der spätere Romanismus fand hier an der Schaffung eines dichten Säulenwaldes ein phantastisches Wohlgefallen. Räume, wie die Krypta zu FREISING (Taf. 170) oder gar die »hundredsäulige« zu GURK (Taf. 50) gemahnen im kleinen an die Moscheen des Orients und könnten wirklich, wie manche andere bauliche Einzelheiten des Spätromanismus, Kreuzfahrererinnerung sein. — Das Tonnengewölbe, welches die Frühzeit noch kannte, verschwindet bald und es regiert allein das, fast immer streng quadratische, Kreuzgewölbe; seit dem 11. Jahrhundert (Limburg, Kapitolskirche in Köln) öfters, doch keineswegs in der Regel, mit Begrenzung der Felder durch breite, vorspringende Gurten. — Die in allen Schiffen der Krypta gleiche Höhe der Gewölbe liess Schwierigkeiten der Widerlagerung nicht aufkommen. Nur scheinbar deutet auf solche die den Römern nachgeahmte Nischengliederung der Wände (Taf. 170, Fig. 1, 2, 11, 12); dass an die ursprüngliche strukturelle Bedeutung dieses Motives nicht gedacht wurde, beweist sein frühes und folgeloses Verschwinden (um Mitte saec. 11). Andererseits wird dies Nischenwerk auch von den Basiliken zur Gliederung der Seitenschiffswände aufgenommen: mit halbkreisförmigem Grundriss im Münster zu ESSEN, in der Luciuskirche zu WERDEN ¹⁾, mit segmentförmigem in S. Kastor zu KOBLENZ.

Die Bauerscheinung der Krypta beherrschte so sehr die Vorstellung, dass auch alle über der Erde mit gewölbtem Deckenwerk ausgeführten

¹⁾ Mitteilung von Herrn G. Humann.

Bauteile oder selbständigen Bauten (sofern sie nicht solchen Gattungen angehörten, für welche nach feststehendem Herkommen zentrale Anordnung gefordert war, wie z. B. für die Taufkapellen), einfach dem Typus der Krypten folgten. Es sind deshalb die ältesten Gewölbekirchen Deutschlands Hallenkirchen. Doch mochte am meisten das fremdartige dieser Form dahin wirken, dass man sie nur für kleine kapellenartige Gebäude zuliess. — Unter den wenigen erhaltenen Stücken dieser Art das älteste ist das Erdgeschoss des zweistöckigen Westchors der Abteikirche zu CORVEI (Taf. 170, Fig. 7, 8); vermutlich ein Werk des Abtes Thankmar († 1001); die vier (verkürzten) Mittelsäulen aus dem Bau des 9. Jahrhunderts herübergenommen. Der fünf-schiffig geteilte Raum gleicht durchaus einer gewöhnlichen Krypta, ausser in der etwas grösseren relativen Höhe; der Oberchor war flach gedeckt (vgl. Nordhoff: *Corvei* und die westfälisch-sächsische Früharchitektur, im Repertorium f. Kunstwissenschaft 1888, S. 147—165). — Schon eine vollkommene und selbständige Hallenkirche ist die Bartholomäuskapelle in PADERBORN, erbaut a. 1017 (Taf. 170, Fig. 5, 6); Kuppelgewölbe, welche durch in Stuck ausgeführte Gratansätze Kreuzgewölbe imitieren; wahrscheinlich gewählt, weil man wegen der oblongen Grundform wirkliche Kreuzkappen für unausführbar hielt. In der rätselhaften Nachricht des Chronisten, die Kapelle sei *per graecos operarios* erbaut, dürfte *graecos* Corruptel sein (etwa für *gnaros*?). — Die Stephanskapelle, der sog. »alte Dom«, in REGENSBURG (Fig. 3, 4) und die Liudgerikapelle in HELMSTÄDT (Fig. 9, 10) bilden einschiffige Rechtecke, aber das Nischenwerk der Wände zeigt deutlich den Zusammenhang mit den Krypten an eben denselben Orten (Fig. 2, 11).

SCHLOSSKAPELLEN. Der ältere, von dem Zentralbau in Aachen abstammende Typus (S. 155) weicht im Laufe des 11. Jahrhunderts einem anderen, der seine abschliessende Ausgestaltung in den sog. »Doppelkapellen« findet. Die gemeiniglich behauptete Entwicklung des letzteren Typus aus dem ersteren (so noch S. 155) will uns bei näherer Betrachtung wenig einleuchten. Vielmehr sind Grundriss und System der Doppelkapellen durchaus nach Analogie der Krypten behandelt (Fig. 15, 16, 19, 21); der Grund für die zweigeschossige Teilung ist der, dass diese Kapellen nicht isoliert standen, sondern dem Hauptbau eingegliedert wurden. Da nun die herrschaftlichen Wohnräume nicht zu ebener Erde, sondern im zweiten Geschoss sich befanden, so musste die Kapelle in die gleiche Flächenhöhe mit diesen kommen. Zuweilen legte man sie in die Türme unmittelbar über der Torhalle (Gelnhausen, Trifels, Münzenberg u. s. w.). Viel gewöhnlicher war aber, dass der unter dem Oratorium befindliche Raum des Erdgeschosses zur Gruft eingerichtet wurde, wobei häufig, doch keineswegs

immer, eine Oeffnung in der Zwischendecke beide Raumteile verband (Fig. 19, 21). Die Spätzeit liess das Hauptgeschoss gern in konzentrierter Pracht erglänzen, wofür FREIBURG A. D. UNSTRUT und LANDBERG A. D. SAALE die bekanntesten Beispiele sind. Doppelkapellen kamen auch bei Bischofspalästen und selbst bei Klöstern vor. So die Gothardskapelle (*Capella curtis*) an der Nordseite des Domes zu MAINZ; im Untergeschoss wurde der Erbauer, Erzbischof Adelbert († a. 1137) begraben (Fig. 14—16). Ferner: Liudgerikapelle beim Kloster zu HELMSTEDT (Fig. 9, 10); Obergeschoss 2. Hälfte saec. 11, Untergeschoss älter. Abweichend durch das basilikale Obergeschoss beim Kloster S. Peter und Paul zu NEUWEILER (Fig. 17), aus 2. Hälfte saec. 11. — Litteratur und Einzelheiten bei Otte, Handbuch 5 I, 25—28.

2. Die ersten Gewölbebasiliken.

Die im vorigen Abschnitt betrachteten Verwendungen des Gewölbes für sekundäre Zwecke können als Vorbereitung auf die Gewölbebasilika nur in beschränktem Sinne gelten, ja es scheint, dass zwischen jenen und diesen mittlere Stufen überhaupt nicht vorhanden gewesen sind. Die Gewölbebasilika tritt ganz plötzlich und sogleich in den grössten Dimensionen hervor; die Erstlinge des neuen Baugeschlechtes, die Dome von Speier und Mainz, sind in Gewaltigkeit der Raumverhältnisse in der deutsch-romanischen Baukunst nicht wieder erreicht. Diese merkwürdige Erscheinung zu erklären, reichen innere Motive der kunstgeschichtlichen Entwicklung als solcher nicht aus; allgemeinere geschichtliche Kräfte müssen hier den Hebel angesetzt haben.

In der unendlich vielgliedrigen Bewegung der romanischen Architektur bildet das Problem der Gewölbebasilika ohne Frage die stärkste Componente. Es sind die Anwohner der drei grossen von den Alpen ausstrahlenden Ströme Mitteleuropas, der Rhone, des Po, des Rheins, die sich in das Verdienst der Lösung teilen. Nach mannigfachen unzulänglichen Vorversuchen liefern zuerst die Burgunder in der im Jahre 1088 begonnenen, im Jahre 1095 in ihren östlichen Teilen vollendeten und geweihten neuen Kirche zu Cluny den Beweis, dass eine Gewölbebasilika grössten Masses zu den möglichen Dingen gehöre. Um dieselbe Zeit oder nur ganz wenig später wird von den Lombarden der wichtige Schritt ausgeführt, der von S. Ambrogio in Mailand zu S. Michele in Pavia führt. Und parallel mit diesen geschieht die Einwölbung der Dome von Speier und Mainz.

Jede dieser Schulen findet die Lösung selbständig und anders. Und dennoch bei allen drei die überraschende Gleichzeitigkeit im

Eintritt der langbegehrten Entscheidung! Unmöglich kann sie eine zufällige sein, notwendig muss ihr ein Gemeinsames zu Grunde liegen, welches wir aber nicht in besonderen Schulbeziehungen der Bauleute, sondern in gleichartigen Grundbedingungen des allgemeinen Wollens und Fühlens zu suchen haben.

Gewiss war es nicht gleichgültig, dass der Wendepunkt im Kirchenbauwesen, von dem wir sprechen, mit einer grossen Krisis der Weltgeschichte zusammenfiel. Der Entschluss, von der flachgedeckten zur gewölbten Basilika überzugehen, ist das baukünstlerische Bekenntnis jener Generation, müssen wir uns erinnern, welcher den Siegeskampf der geistlichen gegen die weltliche Gewalt in tieferregter Mitleidenschaft durchlebte, welche zu der neuen Völkerwanderung ans heilige Grab sich aufmachte. Die Machtfülle der Kirche erfuhr eine Steigerung, wie noch nie zuvor, — real, und noch höher in der Vorstellung der Völker. Wie sollte dies nicht als mächtiger Impuls auf den kirchlichen Denkmalbau einwirken? Wir haben ihn schon in der Geschichte der west- und südfranzösischen Architektur vor und mit dem ersten Kreuzzug eintreten sehen (S. 253, 344); am wenigsten die zentraleuropäischen Gebiete konnten sich ihm entziehen.

Eine derartige Bewegung, so weit und breit der Boden für sie vorbereitet ist, muss aber notwendig an einem bestimmten Orte zuerst hervortreten. Und wir glauben diesmal den Finger auf ihn legen zu können: kein anderer kann es gewesen sein als Cluny. Der chronologische Vorsprung Clunys, ob er auch nur kurz ist, ist gesichert. Und dass eben von hier der entscheidende Anstoss kommen musste, war durch die ganze Weltlage gleichsam vorherbestimmt. Man weiss, wie dieses burgundische Kloster, das sich das zweite Rom nannte, viel mehr als Rom das wahre Herz der grossen, damals auf der Höhe des Triumphes anlangenden Kirchenreform war. Hunderte und hunderte vornehmer Kleriker und Laien von fern und nah gingen hier aus und ein. Was in Cluny geschah, geschah vor den Augen der ganzen Welt. Es bedarf keines speciellen Nachweises, dass die Erbauer der grossen rheinischen Gewölbedome von dem Neubau in Cluny Kunde hatten, und wir möchten glauben, dass sie ohne diesen Vorgang den Mut zu ihrem eigenen Werk nicht gefunden hätten. Aber es war nur ein allgemeiner, moralischer Ansporn: die technischen grossen Fragen lösten die Deutschen in vollkommener Selbständigkeit. Nicht nur gegenüber Burgund, wo dies ohne weiteres ersichtlich ist, sondern auch, wo mit Unrecht das Gegenteil häufig behauptet wird, gegen-

über der Lombardei. Der rheinische Gewölbebau teilt mit dem lombardischen, dass er sich ausschliesslich auf der Grundlage des Kreuzgewölbes bewegt, und hieraus entwickeln sich gewisse Aehnlichkeiten. Jedoch erst mit der Zeit; gerade in den Anfängen, in den vor a. 1100 begonnenen Bauten, werden hüben und drüben gründlich verschiedene Konstruktionsgedanken verfolgt. Es genügt, anstatt aller Erörterungen, den Domen von Mainz und Speier, S. Ambrogio in Mailand und S. Michele in Pavia gegenüberzustellen.

Keine Hindeutung, wie gesagt, liegt vor, dass den Domen von Speier und Mainz ältere Gewölbebasiliken, am wenigsten solche von irgend ansehnlichen Dimensionen, vorausgegangen wären. Von jener schwerfälligen Vorsorglichkeit der Lombarden, welche die hochliegenden Teile des Mittelschiffs nur nach und nach sich freier entwickeln liess und nicht früher, als bis für einen umständlichen Strebeapparat gesorgt war, war hier nicht die Rede; man legte die Mittelschiffsgewölbe nicht anders an, als man es bei denen der Seitenschiffe schon gewohnt war, und vertraute im übrigen auf die Widerstandskraft der in grosser Mächtigkeit ausgeführten Mauern und Pfeiler. Es liegt eine naive Unerschrockenheit hierin, die ohne Verzug, dass wir so sagen, den Stier bei den Hörnern fasst. Nur ein an das ausserordentliche gewöhnter, persönlicher Wille, ahnen wir, kann diese beiden frühesten Gewölbebasiliken ins Dasein gerufen haben. Und jetzt, wo ihre Geschichte sich aufzuhellen beginnt, wissen wir auch, dass es bei beiden der Wille eines und desselben hochgesinnten und geistreichen Mannes war: Kaiser Heinrich IV. Deutschland besitzt kein Denkmal von höherer geschichtlicher Weihe, als dies rheinische Geschwisterpaar, mag man sie nun vom besonderen kunstgeschichtlichen Standpunkte betrachten, mag man Zeit und Personen bedenken, die an ihnen schufen.

DOM ZU SPEIER (Taf. 48, 171, 173, 188). Die bisherigen vielfach kontroversen Verhandlungen über die Baugeschichte sind am bequemsten bei Otte, Geschichte der romanischen Baukunst S. 222—27, 335—38 und Schnaase IV, S. 377—83 nachzulesen. In den letzten Jahren hat Herr Wilhelm Meyer eine eindringende bautechnische und geschichtliche Untersuchung vorgenommen, deren in kurzer Uebersicht uns gütigst mitgeteilte (noch nicht veröffentlichte) Resultate dem Folgenden zu Grunde gelegt sind.

I. Periode: Beginn durch Kaiser Konrad II. c. a. 1030, Abschluss durch Kaiser Heinrich III. c. a. 1060. Das Mittelschiff sicher flach

gedeckt; die Seitenschiffe in gleicher Weise beabsichtigt, aber vielleicht noch während des Baues eingewölbt.

II. Periode: Umfassender, einem Neubau nahekommender Umbau durch Kaiser Heinrich IV., begonnen c. a. 1080, vollendet c. a. 1100. Den ersten Anstoss gab die Senkung des vom Rheinstrom unterspülten Chores; die Schutzarbeiten wurden dem Bischof Benno von Osnabrück, dem berühmtesten Bautechniker seiner Zeit unterstellt. Im Jahre 1097 erhielt die Oberleitung der kaiserliche Kanzler Otto; von ihm scheint die Erneuerung des Langhausoberbaues herzurühren. Das Jahr der Weihe ist nicht überliefert, aber wir dürfen mit Sicherheit Otto (der a. 1103 den bischöflichen Stuhl von Bamberg bestieg) und Kaiser Heinrich IV. († 1106) als Vollender betrachten. Der Dom stand jetzt als ein vollständig verwandelter, in allen Teilen gewölbter da. Was hat, fragen wir, Heinrich IV. bewogen, das Werk des Grossvaters und Vaters, ein Menschenalter kaum nach seiner Vollendung, so durchgreifend umzugestalten, dass es so gut wie ein neues wurde? Praktische Gründe allein gewiss nicht; die Gefährdung durch den Strom betraf nur die Ostpartie; von Beschädigung des Langhauses, etwa durch Feuer, wird nichts bekannt; wir werden also kaum fehlgehen, wenn wir als entscheidenden Beweggrund den ästhetischen annehmen. Heinrich beschloss den Gewölbebau, als den höchsten Ausdruck des Monumentalen, und der Gedanke ist verlockend, dass er damit gleichsam ein Trutz-Cluny habe hinstellen wollen. Welchen Eindruck er mit seinem Werke in der That hervorrief, bezeugen die bewundernden Stimmen der in dergleichen Dinge sonst so schweigsamen Chronisten.

In den Bau Heinrichs IV. war von dem der ersten Periode ausser der Grundrissdisposition kaum viel mehr als Teile der seitlichen Umfassungsmauern und vielleicht, nicht sicher, die Krypta herübergenommen. Vom jetzigen Bestande gehört Heinrich IV. folgendes: die Gewölbeträger und Gewölbe der Seitenschiffe (soweit nicht im 18. saec. erneuert); die Mittelschiffpfeiler ausschliesslich der Verstärkungen der jetzigen Hauptpfeiler; die Hochwände des Mittelschiffs bis zum Laufgang; der östliche Kuppelturm bis zur gleichen Höhe; geringe Reste des Querhauses und Chorquadrates.

III. Periode: Weitere Senkungen in der Ostpartie, unzulängliche Bildung der Gewölbe im Hauptschiff und in letzter Linie Brandschäden (vermutlich a. 1159) machten einen zweiten, in der Hauptsache c. a. 1200 abschliessenden Umbau nötig. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatten im Bau der 2. Periode alle Pfeiler gleiche Stärke und Gestalt; der neuerliche Umbau nun verstärkte die den Hauptschiffgewölben entsprechenden Pfeiler durch doppelte Vorlagen, während die bloss für die Seitenschiffgewölbe in Betracht kommenden Zwischenpfeiler ihre schwächere alte Gestalt behielten. Ferner können die Gewölbe

Heinrichs IV. nur geringen oder gar keinen Stich gehabt haben; jetzt bildete man an Stelle der flachelleptischen, halbkreisförmige Diagonalgräte, wodurch wieder Erhöhung der Sargwände nötig ward; man löste sie, teils zur Belebung der Aussenansicht willen, teils zur Erleichterung der Mauerlast in einen Laufgang auf. Fast ganz erneuert, wenn auch wohl ziemlich genau nach dem alten Raumbilde, wurde der Quer- und Chorbau; neu dürfte nur die reichliche Fensterdurchbrechung der Apsis sein. Ferner ist ein neu hinzutretendes Motiv die quere Ueberhöhung der Vorhalle und deren Ausstattung mit Zentral- und Flankentürmen, entsprechend den älteren des Ostbaues.

Im weiteren Verlaufe des Mittelalters scheinen tiefer eingreifende Arbeiten nicht mehr vorgenommen zu sein. Aus der Neuzeit notieren wir: a. 1689 Sprengungsversuch durch die Truppen Ludwigs XIV., wegen zu schwacher Ladung der Mine nur halb geglückt; bei der Okkupation durch die französische Revolutionsarmee erneuerter Befehl zur Zerstörung nach dem Muster von S. Martin in Tours, S. Gilles, Cluny u. s. w.; durch Napoleon sistiert. Restaurationen von 1772—84, und 1820—58, zuletzt unter der unglücklichen Hand Heinrich Hübschs.

DOM ZU MAINZ (Taf. 164, 173, 174, 179, 188). Die lange Zeit schwankende Forschung über seine Geschichte ist durch die Monographie Fr. Schneiders (Berlin 1886), die beste, die wir über ein deutsches Denkmal besitzen, zum Abschluss gebracht. — I. Periode: Flachdeckbasilika a. 778—1056, vgl. S. 177. — II. Periode: Brand a. 1081; Wiederaufbau etwa seit dem letzten Dezennium des Jahrhunderts mit Hilfe des dem Klerus und der Bürgerschaft um ihrer Treue willen dankbaren Kaisers Heinrich IV. Die unmittelbar nach dem Tode des Kaisers (a. 1106) verfasste Lebensbeschreibung desselben (Mon. Germ. SS. XII, 270) klagt: »O Mainz, welche Zierde hast du verloren, da dir der kunstreiche Wiederhersteller deines Münsters entrissen ist! Hätte er erlebt, an dein Münster, das er begonnen hatte, noch die letzte Hand zu legen, so würde dieses wahrlich mit dem von Speier wetteifern, das er von Grund aus erneuert, dessen Baumassen und Ausschmückung er fertig hingestellt hat, so dass es über alle Werke der alten Könige des Lobes und der Bewunderung wert ist.« Die Vollendung liess indes nicht mehr lange auf sich warten; sie wurde, nach einem unanfechtbaren Zeugnis, herbeigeführt durch Erzbischof Adalbert I., also längstens bis a. 1137, dessen Todesjahr. Gründlichste historische und technische Untersuchungen haben gegen die Zweifel der älteren Forscher jetzt als sicher festgestellt: dass der ganze Aufbau des Mittelschiffs, wie wir ihn heute sehen, die Pfeiler mit ihren Halbsäulen und die Obermauern mit ihren Fenstern aus einheitlicher, ununterbrochener Bauführung hervorgegangen ist; dass er der Epoche

um a. 1100 entstammt; dass er Gewölbe, allerdings nicht die heutigen, getragen hat. Die nähere Beschaffenheit dieser Gewölbe lässt sich nicht mehr nachweisen; jedenfalls waren sie so wenig als die von Speier befähigt, starken Angriffen, wie Erdbeben und Brände nach Mitte saec. 12, sie herbeiführten, zu widerstehen: sie wurden kurz vor a. 1200 durch die bis heute bestehenden ersetzt. Es sind nicht mehr grätige Gewölbe, wie noch die in den 60er Jahren ausgeführten zu Speier, sondern bereits Rippengewölbe mit leicht spitzbogigem Quergurt. — III. Periode: c. a. 1200—1243, Hinzufügung des westlichen Querhauses mit dem grandiosen Martinschor; nach der ansprechenden Vermutung Schneiders an Stelle der uralten Martinskirche, des ältesten Domes.

Die Dome von Mainz und Speier stehen sich in ihrer gewölbmässigen Umgestaltung nach Zeit und Umständen so nahe, dass man sie als Zwillingengeburt ansehen darf. Der Speierer kann noch nicht vollendet gewesen sein, als der gemeinsame kaiserliche Bauherr den Mainzer in Angriff nehmen hiess. Der allgemeine Baugedanke ist bei beiden derselbe; beide zeigen auch, dass das kühne Wollen dem Wissen vorausgeeilt war. Für die Widerlagerung der voraussetzlich sehr schwer konstruierten Gewölbe hatte man kein anderes Mittel bereit als gewaltige Dicke (2 m) der Mauern, welche wieder die Pfeiler stark belasteten und sie unverhältnismässig dicht aneinander zu rücken nötigten, während die Hilfsleistung der vorgelegten Halbsäulen nur wenig ergiebig war. Dagegen hatte für die ästhetische Seite der Aufgabe — wir fassen zunächst Speier ins Auge — der kaiserliche Baumeister (? Otto), ein volles Gefühl.¹⁾ Es war ihm klar, dass das gewohnte System der Basilika eine Umgestaltung erfahren müsse, weil allein schon das Auge bei gewölbtem Deckenwerk andersartige Organisation des Aufbaues, als bei der Flachdecke fordert. Und so erfasste er mit genialem Blick als leitende Idee die Verselbständigung der Pfeiler. Nach der konstruktiven Seite erst unvollständig verwertet, ist sie nach der formalen mit löblicher Klarheit ausgesprochen¹⁾. Indem über den Arkaden die Wand als Blendnische zurückspringt, steigen die Pfeiler mit ihren Vorlagen ununterbrochen, selbst über das Gurtgesimse weg, bis zur Kämpferlinie der Gewölbe auf. Man muss sich hierbei das ursprüngliche System vergegenwärtigen, wo noch alle Pfeiler gleichwertig behandelt waren; der durch die derben Verstärkungen der Folgezeit herbeigeführte Wechsel ist formell nichts weniger als eine Verbesserung. Auch die Flachdeckbasiliken Deutschlands hatten um jene Zeit eine sehr schlanke Querschnittsproportion erreicht, im Durchschnitt

¹⁾ Vielleicht hatte schon der Bau Konrads II. und Heinrichs III. Flachnischen ähnlich denen im Chor und Querhaus von Limburg a. H., wo sie wieder durch Cluny vermittelt sein dürften.

dieselbe von 1:2, die sich (immer die ursprüngliche Höhe vorausgesetzt) in den Domen von Speier und Mainz findet¹⁾; aber hier erst erfasst der Vertikalismus auch die Linearkomposition des Systems und leiht der Idee des vorwaltenden Hochbaus eine ebenso einfache, wie eindringliche Sprache. — Unverkennbar, wie auch die chronologischen Momente bestätigen, ist der Speierer Bau der Schöpfungsbau, dagegen der Mainzer, dem wir uns nun zuwenden wollen, nicht sowohl die unvollkommene Vorstufe (wie man bisher annahm), sondern die nicht vollkommen verstandene Nachahmung. Er ist in seiner Haltung alttümlicher, ungelenkiger. Die dem Speierer Meister schon aufgegangene Erkenntnis, dass beim Kreuzgewölbe die zwischen den Pfeilern liegenden Wände ohne Gefahr für die Stabilität schwächer gebildet werden dürfen, ist dem Mainzer noch verborgen. Er hält es deshalb für vorteilhaft, die Blendnischen nur wenig tief zurückspringen zu lassen (vgl. Taf. 171, Fig. 3 mit Fig. 5) und schon unterhalb der Fenster sie zu schliessen (Taf. 173). Andererseits glaubt er die Zwischenpfeiler ohne die (konstruktiv in der That entbehrliche, ästhetisch aber wertvolle) Halbsäulenvorlage lassen zu dürfen. Endlich sind die Pfeiler noch dichter gestellt als in Speier.

Die Dome von Speier und Mainz bezeichnen einen Wendepunkt in der deutschen Baugeschichte. Pfl egt gemeinhin ein Neues dieser Art unscheinbar und halbbewusst nur seine ersten Aeusserungen zu thun, so tritt es hier sogleich mit aller Macht hervor. Und etwas von der hohen Stimmung, welche die Erbauer erfüllt haben muss, spricht noch heute zu uns mit geheimnisvoller Gewalt aus diesen wahrhaft königlichen Bauten, die, ob auch im einzelnen noch vielfach unbeholfen und rauh, im ganzen doch so echte Monumentalität atmen, die von keinem Werke des jüngeren verfeinerten Stiles wieder erreicht wird. Leider sind die in den späteren Jahrhunderten vorgenommenen Veränderungen ebensoviel Verdunkelungen der ursprünglichen schlichten Hoheit. In Speier ist es zumal die moderne Ausmalung, die mit ihrer süsslich asketischen Formen- und Farbenhaltung eine widrige Gegenwirkung erzeugt, während in Mainz wohl am meisten die gotische Durchbrechung und Erweiterung der Seitenschiffe, welche durch ihren Lichtüberfluss das Mittelschiff, namentlich in seinen oberen Teilen, düster und schwer erscheinen lässt, schadet.

Nächst diesen beiden gehört unter den Erstlingen des deutsch-romanischen Gewölbebaus der vornehmste Platz der Abteikirche zu LAACH (Taf. 165, 171, 174). Begonnen a. 1093, fast gleichzeitig also

¹⁾ Durch einen aus unserer Quelle übernommenen und vergrösserten Fehler ist der Querschnitt von Mainz, Taf. 171 u. 188, zu niedrig geraten; wir werden zum Schluss eine berichtigte Zeichnung nachtragen.

mit den Domen von Speier und Mainz, aber erst a. 1156 mit dem Westchor vollendet. Das Langhaus, das uns hier am meisten interessiert, zeigt, dass es von Grund aus auf gewölbtes Deckenwerk angelegt war; leider bleibt unentscheidbar, ob der Plan der Gründungsepoche, oder erst der Wiederaufnahme der Arbeiten (1112) angehört (vgl. auch unten S. 473). Das System ist von dem in Speier und Mainz befolgten grundsätzlich verschieden: kommen dort auf ein Joch im Mittelschiff zwei Joche in den Seitenschiffen, so ist hier Zahl und Breite der Joche im einen wie im anderen die gleiche; und hat dort jede Mittelschiffsabteilung zwei Fenster, jede seitliche eines, so ist hier das Verhältnis das umgekehrte. Nicht minder bedeutsam sind die Abweichungen in der Grundform der Gewölbe; sie war dort überall quadratisch und ist hier überall rechteckig: querrechteckig im Hauptschiffe, axial in den Seitenschiffen. Infolge dessen musste man die sonst die Regel bildende vollkommene Halbkreisform der Gewölbebögen verlassen und die einen soviel erniedrigen, die anderen soviel überhöhen, bis die gleiche Scheitelhöhe gewonnen war. (Die Querbögen des Mittelschiffs haben nicht, wie der Zeichner auf Taf. 171, Fig. 8 angibt, die Form eines regelmässigen aber unvollkommenen Halbkreises, sondern folgen einer unreinen Korbbogenlinie.) Dieser Kompromiss ist unbefriedigend genug und wird mit ein Grund sein, weshalb das Laacher Gewölbesystem in der deutsch-romanischen Kunst keine Nachahmung fand. Nächste Analogie hat es in der Abteikirche zu Vezelay; da beide der Cluniacenserkongregation angehören, könnte an Einfluss von dort gedacht werden, wären nur nicht die betreffenden Bauteile zu Laach leichtlich älter, als das Schiff von Vezelay.

Wir wollen nun noch durch eine knappe Uebersicht der wichtigsten Denkmäler die, langsam genug, von Westen nach Osten fortschreitende Verbreitung des Gewölbebaus bis zum Jahre 1200 veranschaulichen; selbstverständlich sind die erhaltenen Denkmäler nichts weniger als vollzählig und gerade von den ersten Versuchen werden voraussichtlich recht viele früher oder später beseitigt sein.

Mittelrhein. Der nächste bedeutende Gewölbebau nach den Domen von Mainz und Speier ist selbst in dieser Gegend mehr als ein halbes Jahrhundert jünger: die Cistercienserabteikirche EBERBACH, beg. c. a. 1150—56. Dagegen waren die Kirchen von Johannisberg (1106—30), Mittelheim (um 1140), Lorsch (1144—52) noch flachgedeckt. Das gewölbte Langhaus des Domes von WORMS folgt erst c. a. 1171 bis 1181. — Im Elsass sind S. Georg in Hagenau, Maienhamweiler, Murbach u. a. m. Beispiele fortdauernder Anwendung der Holzdecken bis Mitte saec. 12. Dass im Elsass schon vor dieser Zeitgrenze auch einzeln gewölbte Kirchen ausgeführt sein werden, kann als wahrschein-

lich vermutet, aber nicht mit sicheren Daten belegt werden¹⁾. Das Niedermünster an ODILIENBERG (Ruine) a. 1160—80; wohl nicht viel jünger die Kirchen zu ROSHEIM und SCHLETTSTADT; Kreuzung mittelhheinischer und nordfranzösischer Einflüsse. — Das badische Ufer des Oberrheins besitzt nichts hierher gehöriges. — Niederrhein. In KÖLN S. Mauritius, kurz vor a. 1144 vollendet. Kloster KNECHTSTEDEN, a. 1138 vielleicht noch in Absicht auf ein flachgedecktes Hauptschiff begonnen, a. 1151 im Plan gewölbemässig geändert. KLOSTERRATH, Langhaus mutmasslich um 1143. Daneben fortlaufend Flachdeckbauten: Kloster Rommersdorf um 1135; S. Kastor in Koblenz erneuert nach 1150; selbst die einem Bau von 1152—73 mutmasslich angehörenden Arkaden im Langhaus von Gross-S. Martin zu Köln weisen auf eine nur in den Abseiten gewölbte, im Hauptschiff flach projektierte Anlage. Ausserdem viele kleine Flachdeckbauten im inneren Lande bis in die letzte Zeit des 12. saec. Die bedeutende Klosterkirche zu BRAUWEILER (Ende saec. 12) macht im Grundriss (Taf. 165) den Eindruck einer gewölbemässigen Anlage; dennoch wird gelegentlich der 1514 eingebrachten gotischen Gewölbe ausdrücklich angemerkt, dass sie an Stelle einer hölzernen Decke traten und hiermit stimmt die Behandlung der Obermauer (Bock, Rheinland II, 9, S. 12). — Westfalen gehört zu den entschiedenst gewölbefreundlichen Landschaften. Kleinere Gewölbbauten der Frühzeit wurden schon erwähnt (Corvei, Paderborn). Auch mit der Einwölbung der Seitenschiffe hat man hier frühzeitig begonnen: Kloster Abdinghof bei Paderborn, S. Patrokus in Soest. Die Reihe der bedeutenderen Flachdeckenanlagen schliesst um 1130: Kappenberg, Freckenhorst. Was seit der Mitte des Jahrhunderts an Kirchen neu entstand wird meistens schon gewölbt gewesen sein. Darauf weist die verhältnismässig sehr grosse Menge der noch erhaltenen, durchweg nur kleinen oder mittelgrossen Bauten von primitiver aber konsequent gewölbemässiger Haltung: KAPPEL, BRENKEN, BERGHAUSEN, HÜSTEN, LÜGDE u. s. w. Ferner der Eifer, mit dem man fast sämtliche vorhandenen Flachdeckbasiliken des Landes jetzt in gewölbte umbaute. — In Niedersachsen wurden S. Godehard in HILDESHEIM (seit 1133) und die Abteikirche zu KÖNIGSLUTTER (seit 1135) in der Absicht auf vollständige Durchführung der Gewölbe begonnen, jene nach mittelfranzösischem, diese nach lombardischem Vorbild unter Aufnahme des Hirsauer Grundrisschemas für den Chor; allein nur der letztere, resp. das Querhaus kamen in dieser Weise zur Ausführung; beim Langhaus angelangt, wandte man sich zur heimischen Gewohnheit der Holz-

¹⁾ Die Behauptung F. Adlers («Frühromanische Baukunst im Elsass» in Zeitschr. f. Bauw. 1878, p. 560), dass schon die a. 987—96 erbaute Klosterkirche zu Seltz «aus triftigen Gründen als Cluniacenser-Gewölbebau» anzusprechen sei, entbehrt der Begründung.

decke zurück. Erst in dem grossen Herzog Heinrich dem Löwen erstand wieder ein energischer Förderer des Steingewölbes: obenan in den Domen zu BRAUNSCHWEIG und LÜBECK, beide gegründet a. 1173. Eine etwas jüngere Nachahmung der Dom von RATZEBURG. Sonst haben wir bis zum Schluss des Jahrhunderts von keinem bedeutenden Gewölbeneubau Kunde; wohl aber von Umbauten, wie in Gandersheim, Heiningen, Ilsenburg, Drübeck, Wunstorf, Dom zu Goslar u. s. w. Dann einige kleinere Ziegelbauten in der Mark: ARENDSEE, DIESDORF. — Obersachsen, Thüringen, Hessen, Franken zeigen sich, einige später zu betrachtende Cistercienserkirchen ausgenommen, der Neuerung unzugänglich. Auch Schwaben, Baiern und Oesterreich wölben höchstens die Seitenschiffe. Die wenigen vollständig gewölbten Kirchen stehen ausserhalb des Provinzialstiles; so Ellwangen unter rheinischem, Heiligenkreuz unter cisterciensischem, Altenstadt, Klosterneuburg u. s. w. unter lombardischem Einfluss.

Das Facit ist: vom Ende des 10. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts ist der Gewölbebau in Deutschland nur eine vereinzelte, allerdings durch Werke ersten Ranges vertretene Erscheinung; von c. a. 1150 bis 1200 erlangt er auf der ganzen Linie des Rheines und in Westfalen die Vorherrschaft; darüber hinaus erst mit dem 13. Jahrhundert.

3. Das gebundene System des 12. Jahrhunderts.

In allen Ländern, in denen wir bis dahin den Gewölbebau betrachteten, hatte seine Aufnahme als ein gründlich umwälzendes Ereignis gewirkt; war irgendwo an hervorragender Stelle das Muster creirt, so machte es schnell Schule, so verwandelte sich die Erscheinung des Kirchengebäudes im ganzen wie im einzelnen. Nicht so in Deutschland. Dem grossartigen Anlauf unter Kaiser Heinrich IV. entsprach die weitere Entwicklung wenig. Langsam, wie wir sahen, griff die Neuerung um sich, noch langsamer lebte man sich in ihre inneren Bedingungen ein. Die Deutschen des 12. Jahrhunderts fassten das Gewölbe nicht als organischen Keim eines neuzuschaffenden Gebäudes, sondern ihr Hauptbestreben ging darauf, auch mit ihm und trotz ihm die überlieferten Bauformen, soviel als möglich, zu bewahren.

So kam man geraume Zeit über eine bloss äusserliche Anpassung nicht hinaus, und so blieb in einer im Vergleich zu Frankreich oder Oberitalien unerhört langen Dauer die flachgedeckte Basilika neben der gewölbten als gleichberechtigte Bauart fortbestehen. Ueberdies sind die Gewölbeausführungen des 12. Jahrhunderts zum grösseren

Teil bloss Umbauten aus flachgedeckten Kirchen, bald so, dass Fundamente und innere Einteilung des Grundrisses von einem älteren Bau unverändert herübergenommen, Pfeiler und Mauern aber erneuert werden, bald so, dass während der Ausführung selbst die Absicht in Betreff der Decke wechselt, bald endlich so, dass auch der ganze Hochbau erhalten und nur an gewissen Stellen verstärkt wird. Diesen Zwittergebilden gegenüber sind die von Anfang an gewölbemässig gedachten reinen Neubauten durchaus in der Minderheit. Dass eine klare Scheidung der Formen, eine energische Vertiefung in die vom Gewölbebau dargebotenen Möglichkeiten bei solchem Verhältnis nur langsam vorangedieh, kann nicht Wunder nehmen. Auch nachdem er endlich seiner Mittel Meister geworden war, blieb der deutsch-romanische Gewölbebau auf ein enges Programm beschränkt.

Am Anfang der Entwicklung zwar standen sich zwei Bausysteme gegenüber: das der einfachen und das der gruppierenden Travee; jenes durch die Klosterkirche zu Laach, dieses durch die Dome von Speier und Mainz vertreten. Allein es kam nicht einmal zu einem Wettstreit zwischen ihnen. Die einfache Travee fand keine Nachfolge¹⁾, erst in viel späterer Zeit, in der inzwischen von der französischen Gotik ihr gegebene Gestalt, wurde sie in Deutschland wieder aufgenommen. Vorerst im romanischen Stil gewann das gruppierende System die ausschliessliche Herrschaft. Es gewann sie, weil es unter allen innerhalb des Kreuzgewölbes möglichen Systemen in den gegebenen Entwicklungsgang der deutschen Baukunst am leichtesten sich einfügte, als sein logisches Produkt mit Notwendigkeit aus ihm hervorwuchs.

Es liegt in der Natur des primitiven rundbogigen Kreuzgewölbes (vgl. S. 316), dass seine Grundform ein Quadrat ist, mithin dass ein mit einer Reihe von Kreuzgewölben zu überdeckender Raum sich im Grundriss als eine Reihe von Quadraten darstellt. Es liegt weiter in der Natur der Basilika, dass das Mittelschiff um ein erhebliches breiter ist, als die Seitenschiffe. Sollen diese beiden Forderungen miteinander in Verbindung treten, so kann dies nur so geschehen, dass das Grundmass der Seitenschiffsquadrate genau gleich der Hälfte jenes der Hauptschiffsquadrate, ihre Zahl somit die doppelte ist, infolge dessen jede Gewölbabteilung des Hauptschiffs mit je zwei

¹⁾ Anscheinend beabsichtigt in der Abteikirche S. Mathias bei Trier (a. 1127–48), doch kam im Mittelschiff nur Flachdecke zur Ausführung. Die Kirche von Altenstadt in Baiern gehört in die oberitalienische Einflussphäre, s. S. 449.

Paar Gewölbabteilungen der Seitenschiffe eine Gruppe, ein »Doppeljoch« bildet. Dies ist, was man das »gebundene System« nennt.

Man kann die deutsche Bauentwicklung nicht völliger misskennen, als wenn man das gebundene System als lombardisch bezeichnet. In der Lombardei ist es erst als Folge des Gewölbes aufgetreten, in Deutschland aber war es schon lange vor dem Gewölbe da; die karolingische Zeit bereits hatte den quadratischen Schematismus im Keime vorgebildet (S. Gallen), im Frühromanismus hatte er als einer der eigensten deutschen Baugedanken zunehmende Verbreitung gefunden (S. 206) — nicht aus irgend welcher konstruktiven Notwendigkeit, sondern aus blossem Wohlgefallen an streng regelmässigen Massverhältnissen; jetzt wurde er unter dem zwingenden Einfluss der Deckengewölbe auf den Grundplan zur gemeinverbindlichen Regel erhoben.

Eine zweite Begleiterscheinung des gebundenen Systems ist der Stützenwechsel. Er ist darin begründet, dass in den Doppeljochen von den Stützen immer nur eine um die andere den Haupt- und Nebenschiffsgewölben zugleich, die dazwischenliegenden den Nebenschiffsgewölben allein zum Widerlager dienen. Allein auch der Stützenwechsel ist nicht erst durch den Gewölbebau hervorgerufen, nur allgemeiner durch ihn in Gebrauch gebracht.

Solchermassen erklärt sich die Eingangs hervorgehobene Anomalie, dass in Deutschland die Einführung der Gewölbe eine tiefgreifende Umgestaltung der Gesamterscheinung des Bauwesens, wie überall in den anderen Ländern, zunächst noch nicht hervorrief. Sie vollendete mehr bestehende Richtungen, als dass sie zu neuen Gedanken anregte. Sie trug mehr praktischen als ästhetischen Bedürfnissen Rechnung.

DIE GEWOELBE. Die primitive Fassung des Kreuzgewölbes, in welcher es als rechtwinklige Durchdringung zweier Tonnengewölbe erscheint, ist ausser an den quadratischen Grundriss auch an die wagerechte Lage der Scheitellinien gebunden. Formell den römischen Kreuzgewölben nachgebildet, besass sie doch nicht deren Leistungsfähigkeit, teils weil ihre technische Herstellung eine weniger vollkommene, teils und vornehmlich, weil ihre Stellung im baulichen Organismus eine andere war. Der erste Schritt aus der primitiven Gebundenheit heraus geschah mit dem sog. Steigen oder Stechenlassen, welches darin besteht, dass der Durchscheidungspunkt der Grätbögen höher als die Scheitel der Stirnbögen gelegt wird. Zwei

Vorteile wurden hiermit erreicht: es war um Vieles leichter geworden, Räume zu überwölben, welche in der Grundfläche vom genauen Quadrat gegen das Oblongum abwichen — eine namentlich beim Umbau flachgedeckter Kirchen öfters sich einstellende Forderung —, es erhielten die Grate eine steilere, mithin statisch günstigere Bogenlinie. Indes schritt man nur langsam von geringerer zu stärkerer Steigung vor; der für die technische Ausführung vorteilhafteste Grad wird erreicht, wenn die Diagonalen (die bei wagerechtem Scheitel flach-elliptisch gebildet waren) volle Halbkreisgestalt erhalten. Diese schwerlich ohne Kenntnis französischer Vorbilder zu Stande gekommene Verbesserung wurde im 3. Viertel des 12. Jahrhunderts eingeführt. Etwa gleichzeitig ersetzte man den geraden Stich (S. 305, Fig. B) durch den sphärische Kappen ergebenden bogenförmigen (S. 305, Fig. D). Während diese Reformen im Rheinlande sich anbahnten, beharrte man in Sachsen bis ans Ende des 12. Jahrhunderts, in einzelnen Fällen noch länger, beim wagerechten Scheitel, ja man fiel selbst in die ganz primitive Fassung zurück, dass man die Joch um Joch trennenden Gurtbögen, die am Rhein nie fehlten, fortliess — was sich in der Reihe wie ein fortlaufendes Tonnengewölbe mit Stichkappen ausnimmt. Bei steigenden Gewölben machen sich die geringeren Grade der Scheitelüberhöhung dem Auge des unten im Schiff stehenden Betrachters noch kaum fühlbar; erst stärkerer Stich erzeugt eine wohlgefällige Bewegung der Linien und erhöht, der Erscheinungsweise des Kuppelgewölbes sich nähernd, die selbständige Bedeutung des Joches. — Alles das waren Verbesserungen von technisch nicht geringem Wert, aber sie schufen doch keine neuen Grundlagen für die Komposition im ganzen. Diese brachte erst das Rippengewölbe, mit dessen Aufnahme wir den romanischen Stil in seine letzte Epoche eintreten sehen werden.

Beispiele. Von wagerechtem Scheitel: S. Gothard in MAINZ (Taf. 170), S. Mauritius in KÖLN (Taf. 175), Petersberger Kirche bei HALLE (Taf. 172), Frankenberger Kirche bei GOSLAR, Kloster HEININGEN, Dom zu BRAUNSCHWEIG (sämtlich Taf. 176). — Von geradem Stich: Untergeschoss der Doppelkapelle zu NEUWEILER (Taf. 170) im Mittelschiff, wegen der oblongen Grundform, während die quadratischen Gewölbe der Seitenschiffe wagerechten Scheitel haben; Langhaus zu LAACH, KLOSTERRAT, BATTENFELD (sämtlich Taf. 175), Chor zu KÖNIGSLUTTER (Taf. 176), Abtei EBERBACH (Taf. 198). — Frühe Beispiele von bogenförmigem Stich: Chor und Querschiff zu LAACH (Taf. 174), Schiff zu KNECHTSTEDEN (Taf. 175), ERWITTE bei Lippstadt, Langchor von

S. Gereon zu KÖLN. In Verbindung mit halbkreisförmigen Graten kommt er aufs Mittelschiff angewandt vielleicht zuerst im Umbau des SPEIERER Doms vor; 3. Viertel des 12. Jahrhunderts. Noch älter ist diese Gratformation in der Krypta zu LAACH; doch können wir die gewöhnliche Meinung nicht teilen, dass diese der frühest ausgeführte Teil des Gebäudes sei (nach Bock kurz vor Ende saec. 11); die Gewölbe sind hier, wie im Chorquadrat und Querschiff, entschieden entwickelter, als im Langhaus. — Endlich wollen wir nicht unerwähnt lassen, dass am Niederrhein und in Westfalen auch eigentliche Kuppelgewölbe vorkommen: Querschiff zu KNECHTSTEDEN, Mittelschiff von S. Marien zu DORTMUND (Taf. 176), KIRCHLINDE; mit Gratansätzen zwischen Stirn- und Schildbogen in der einschiffigen Kirche zu IDENSEN in Westfalen und im Mittelschiff von Kloster ARENDSEE in der Mark.

DAS SYSTEM. Die beherrschende Idee im deutsch-romanischen System ist der Stützenwechsel. Er folgt aus der Anlage nach Doppeljochen zwar nicht mit unbedingter Notwendigkeit — in Speier, wie wir sahen, war er ursprünglich nicht vorhanden — aber er ist ohne Frage der am meisten logische Ausdruck der gegebenen Druckverhältnisse. Was die Form der Stützen betrifft, so kann der Forderung organischen Zusammenhanges zwischen ihnen und der Gewölbedecke allein der gegliederte Pfeiler vollkommen Genüge thun. Allein die deutsch-romanische Kunst, welcher die gruppenmässige Zusammenordnung kontrastierender Glieder immer ein Lieblingsprincip war, mochte auf den Wechsel der Pfeiler mit Säulen nicht so bald verzichten. Statistisch genügte die Säule ihrer Aufgabe als blosser Zwischenstütze, deren Beziehung zum Gewölbe, weil dies nur das Seitenschiffsgewölbe war, in der Hauptansicht kaum bemerkt wurde; sie bot ferner den Vorzug, vermöge ihres kreisförmigen Durchschnittes den Ausblick in die Nebenräume weniger, als ein Pfeiler es gethan hätte, zu beschränken. Gleichwohl ergaben sich beim Wechsel von Pfeilern und Säulen Anstösse, welche bei der Flachdeckbasilika unbekannt gewesen waren, hauptsächlich durch die vermehrte Stärke der Pfeiler, wie durch das ununterbrochene Aufsteigen ihrer Vorlagen bis zum Hauptgewölbe, auch wohl noch durch den Missgriff, dass man die Säulen zu verjüngen fortfuhr (z. B. Knechtsteden Taf. 175). Zwar wäre die harmonische Auflösung dieser allzu schroff gewordenen Kontraste auch im Gewölbebau noch möglich gewesen — durch passende, namentlich auch horizontale, Gliederung der Hauptpfeiler —, gelungen aber ist sie in Deutschland nirgends, ausser in einigen

Deutsches mit Französischem glücklich mischenden Kirchen am linken Ufer des Oberrheins (Taf. 183, Fig. 2, 4, 7). Im Laufe der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts verschwand denn auch die Säule als freistehende ganz, jedoch nur um in der Form eingegliedelter Halbsäulen einen kräftigen Nachwuchs zu hinterlassen.

Wir wenden uns den reinen Pfeilerbauten zu. Die Aufgabe angemessener Umgestaltung der Pfeiler konnte befriedigende Lösung naturgemäss nur im engsten Zusammenhang mit der anderen Aufgabe, der Gliederung der Obermauer, finden. Dies hatte gleich der Meister des Speierer Domes vollauf erkannt und einen grossartigen Rhythmus ebenso logisch klar in seiner symbolischen Beziehung auf das Struktive, wie schön in der linearen Proportion angeschlagen. Es ist nun wahrlich zum Erstaunen, wie wenig Nachfolge er fand. Nur in drei Gebäuden ist sie zu bemerken: im Dom zu Mainz, den wir bereits erörterten, dann im Dom zu Worms und in der von diesem abhängigen Stiftskirche zu Ellwangen. Die beiden letzteren reichen schon in den Uebergangsstil hinüber; ihnen ist gemeinsam, dass sie zwischen Fenstern und Arkaden ein Zwischengeschoss von Blendnischen einschalten, das man wohl als abgeschwächten Nachklang französischer Triforien aufzufassen hat (in Ellwangen einige der Nischen wirklich gegen den Dachraum der Abseiten geöffnet, s. Taf. 171, Fig. 9).

Der Dom zu WORMS (Taf. 164, 171, 173) wurde unter Beibehaltung des Grundplanes von Bischof Burkhard (1000—1025) unter Bischof Konrad II (1171—1192) vollständig erneuert, bis auf die aus dem alten Bau herübergenommenen Westtürme. Im Jahr der Weihe 1181 war das Langhaus indes wohl noch nicht vollendet und der über die Grundlinien der Burkhardischen Anlage hinausgreifende Westchor entstand erst im 13. Jahrhundert. Das Langhaus zeigt im System mehrfachen Wechsel: auf der Nordseite beginnen die grossen Blenden wie in Speier über den Arkadenkämpfern, auf der Südseite (Taf. 173) erst über dem Gürtgesimse; ausserdem treten hier die erwähnten triforienartigen kleinen Nischen hinzu, die aber in jedem Joch anders kombiniert werden. Die Gewölbrrippen waren unseres Erachtens anfänglich noch nicht vorgesehen; ihre Ausführung wohl erst nach a. 1881. — Vgl. Kunstdenkmäler im Grossherzogtum Hessen 1887.

ST. VEIT ZU ELLWANGEN (Taf. 168, 171, 175). F. J. Schwarz, der Verfasser einer Monographie (Stuttgart 1882) über diese mit der Kongregation von Cluny in Verbindung stehende Stiftskirche behauptet S. 18, dass sie »ganz ausgesprochen den Charakter der burgundischen Kirchenbauten an der Stirn trage« und nimmt S. 27 insbesondere die

Gewölbe (die er übrigens fälschlich Kuppelgewölbe nennt), als »ganz südfranzösisch oder burgundisch« in Anspruch. Diese Sätze zeugen von solcher Unkenntnis der verglichenen Objekte, dass sie nicht einmal diskussionsfähig sind. Das einzige, was wirklich burgundisch an dem Gebäude ist, hat der Verfasser dagegen nicht erkannt, nämlich den durch Hirsau vermittelten Chorgrundriss. Ferner glaubt er an die wesentliche Vollendung in den Jahren 1100—1124; auch dieses ganz und gar ein Ding der Unmöglichkeit. Uns scheint, bei Mangel sonstiger Analogien, das Vorbild nur im Wormser Dom gesucht werden zu können. Die Formen sind künstlerisch roher, konstruktiv reifer: vgl. die Streben unter den Seitenschiffsdächern und die Dienste der Rippen.

Die grosse Masse schlug einen anderen Weg ein. Sie blieb hinsichtlich der vertikalen Gliederung der Obermauer beim nackten Bedürfnis stehen. Das in Speier so glücklich aufgenommene Princip der senkrechten Zwischenteilung der Schildwand durch einen über dem Zwischenpfeiler entspringenden Pilaster fand keine Nachahmung. Unterstützte es dort durch seine optische Wirkung aufs löblichste den Charakter des Hochbaus, so lassen hier die leeren, mehr breiten als hohen Wandflächen zwischen der Fensterbank und den Arkaden den Aufbau niedriger erscheinen, als er ist (Beispiele auf Taf. 175, 176). Nicht minder empfindlich ist die Dürftigkeit der wagerechten Teilung. Ein unbedeutendes Gurtgesims, das sich aber niemals um den Hauptpfeiler herumzieht¹⁾, ist alles und oft fehlt auch dies wenige. Um der Bedeutung dieses Mangels ganz inne zu werden, betrachte man zum Vergleich eine burgundische Kirche, etwa die Kathedrale von Autun (Taf. 139) oder die Abteikirche von Vézelay (Taf. 150), wo die Gesimse zwei oder selbst dreimal um die Pfeilervorlagen gekröpft werden. — Besser gelang die vertikale Pfeilergliederung. Von der richtigen Erwägung ausgehend, dass an einem viereckigen Pfeiler die Ecken für die Widerlagerung weniger in Anspruch genommen werden, als die den Mittelaxen näher liegenden Teile, kam man auf den kreuzförmigen Durchschnitt, welcher statisch mehr leistet als ein viereckiger Pfeiler von gleichem Volumen und überdies bessere Durchblicke gewährt. In einfachster Fassung zeigt diese Form S. Mauritius in Köln (Taf. 175, Fig. 1); später komplizierte man sie durch Vermehrung der Vorsprünge, die teils Pilaster- teils Halbsäulenform erhielten. Die Zwischenpfeiler be-

¹⁾ Die seltenen Ausnahmen, wie im Dom zu Worms und einigemal im Elsass, weisen auf Kenntnis französischer Bauweise.

liess man lange Zeit in schlichter, ungegliederter Vierecksgestalt. Die fortschreitende Kunst empfand indes diesen Gegensatz als einen zu harten und vermittelte ihn durch Halbsäulen (Taf. 176, Fig. 4, 5). Einfach und zierlich ist das (schon in der Flachdeckbasilika vorgebildete) Motiv der Ecksäulchen im sächsischen Provinzialismus (Taf. 176, Fig. 1, 2). — Die Axenabstände der Stützen haben nach dem Gesetz des gebundenen Grundrisses ein konstantes Mass, nämlich die Hälfte der Mittelschiffsweite, sehr ungleich aber ist die Stärke der Pfeiler¹⁾ und im umgekehrten Verhältnis die Weite der Arkaden.

Die Querschiffsverhältnisse sind, wenn man die Höhe bis zum Gewölbescheitel rechnet, ungefähr dieselben, wie sie sich für die Flachdeckbasiliken festgestellt hatten. Da jedoch die Unterkante der Gurtbögen mehr oder minder tiefer liegt, namentlich bei steigenden Gewölben, und noch viel tiefer die den Eindruck mitbedingende Kämpferlinie, so erscheinen sie um ein gutes Teil niedriger. Ueberhaupt erhellt aus allem bisherigen zur Genüge, dass der Gewölbebau auf der Stufe, die er im 12. Jahrhundert einnahm, als Raumkunst wenig zu leisten vermochte, viel weniger als vor und neben ihm die Flachdeckbasilika.

Endlich ist noch eine höchst auffallende Unterlassung anzumerken: die, dass die Deutschen niemals²⁾ auf den Gedanken kommen, die Widerlagsmauern durch Streben an der Aussenseite, wie sie in Frankreich allgemein im Gebrauch waren, zu verstärken. Sie wären hier statisch wichtiger gewesen, als die Pilastervorlagen an der inneren Wandfläche und es hätten die gegen die Seitenschiffe gerichteten Vorsprünge der Hauptpfeiler ihnen ein genügendes Unterlager dargeboten. Damit wäre zugleich eine wesentliche Erleichterung der gesamten Mauermasse ermöglicht gewesen. Dass von all diesen Vorteilen kein Gebrauch gemacht wurde, beweist, dass die Deutschen des 12. Jahrhunderts von den in einem Gewölbebau auftretenden Kräften und deren Verlauf keine klare Vorstellung hatten.

Vergleichen wir, um die Summe zu ziehen, den Gewölbebau des 12. Jahrhunderts mit den beiden Entwicklungsstufen der deutschen Baukunst, zwischen denen er zeitlich in der Mitte steht, so können wir uns des Eindrucks seiner künstlerischen Inferiorität — die beiden Kaiserdome immer ausgenommen — nicht ent schlagen. Er ist gleich

¹⁾ Nach Möllinger 2—2½ Teile, in Westfalen bis zu 3½ Teilen der als 10 angenommenen Mittelschiffsweite.

²⁾ Fig. 2 u. 7 auf Taf. 171 kommen, als dem späten Uebergangsstil angehörend, hier nicht in Betracht.

weit entfernt von dem anmutsvollen Ernst der Flachdeckbasiliken, wie von der reichen frohen Pracht der Bauten des Uebergangsstils: sein Charakter ist Schwerfälligkeit, Rauheit, Nüchternheit. Das gebundene System, dem man sich mit so ausschliessender Einseitigkeit ergab, hatte zwar den Anschluss an das Ueberlieferte bequem gemacht, aber diese Bequemlichkeit war zur unheilvollen Fessel geworden. Erst ganz am Schluss des 12. Jahrhunderts, als er anfang Elemente der inzwischen in Frankreich begründeten Gotik in sich aufzunehmen, gewann der deutsch-romanische Stil wieder Bewegungsfreiheit und Gedankenreichtum.

4. Der Uebergangsstil.

Der Name Uebergangsstil — unter welchem man herkömmlicher Weise die deutsche Baukunst der späteren Hohenstaufenzeit, vom Tode Friedrich Barbarossas bis zum Ausgang Friedrichs II. versteht — verdankt seine Entstehung der falschen Deutung einer an sich richtig wahrgenommenen Thatsache. Richtig ist, dass in ihm zu dem romanischen bereits gotische Stilbestandteile mehr oder minder reichlich hinzutreten; falsch ist, dass diese Erscheinung aus einem inneren Entwicklungsbestreben hervorgegangen sei, dass der Uebergangsstil zu derjenigen Gotik, die seit 1250 in Deutschland herrschend wurde, als organische Vorstufe sich verhalte. Ist also die Bezeichnung schlecht gewählt — »spätromanisch« hätte anstatt dessen genügt — so ist es doch nicht gelungen, sie auszumerzen, und uns will scheinen, dass man sie ohne sonderlichen Schaden weiterführen dürfe, wofern nur richtig erfasst wird, was inhaltlich unter ihr zu verstehen sei.

Was wir Uebergangsstil nennen, ist also in Wahrheit kein Uebergangs-, vielmehr ein Mischstil, in welchem das gotische Element von aussen hinzugetragen, aus der zeitlich parallel laufenden, sachlich weit vorausgeeilten französischen Baukunst entlehnt ist. Allein dieses festzustellen genügt noch nicht: als Wesentliches kommt die beschränkende Bedingung hinzu, dass die gotischen Elemente immer nur gesondert auftreten, niemals ein zusammenhängendes System, in welchem erst sie zu wirklich »gotischen« werden würden, eingehen. Dies ist es, was den Uebergangsstil von dem rein romanischen einerseits, von dem wirklich gotischen andererseits unterscheidet. Dass er darum »als ein eigener, wenn auch nicht konsequent durchgebildeter Stil betrachtet werden müsse« (Schnaase), können wir nicht zugeben, ebensowenig als wir eine nochmalige Scheidung in »romanischen Ueber-

gangsstil« und »gotischen Uebergangsstil« (Lotz) für erspriesslich oder auch nur durchführbar erachten. Der deutsche Uebergangsstil ist romanisch in seinem innersten Lebensgesetz. Ja die Art, in welcher er seine französisch-gotischen Anleihen verwendet, bringt erst recht an den Tag, wie sehr und ganz er romanisch geblieben ist. Denn ihn treibt zu diesen Anleihen nicht etwa geheime Sehnsucht nach dem gleichen Ziele, sondern der Wunsch nur, seinen Formenvorrat im einzelnen zu bereichern, zu erfrischen, um im ganzen desto freier und breiter nach seiner eigenen Art sich auszuleben. Mögen immerhin die drei Grundelemente des gotischen Systems, Rippengewölbe, Spitzbogen, Strebewerk, in den deutschen Uebergangsstil aufgenommen sein: sie hören dadurch, dass sie aus der logischen Verbindung, in welche die französische Schule sie gesetzt hatte, hier ausgelöst sind, doch wieder auf, »gotisch« zu sein; ja sie können eine der romanischen Formenwelt fremde Erscheinung nur vom Standpunkte der bisherigen deutschen Entwicklung genannt werden; den meisten Schulen Frankreichs, der aquitanischen, provençalischen, burgundischen waren sie schon in der frühromanischen Epoche bekannt gewesen. Mit ihrer Aufnahme thaten die Deutschen dasselbe wie die Nordfranzosen — und doch wieder etwas ganz anderes, weil sie andere Folgerungen daraus zogen. Diese Anleihe allein, gesetzt, jede weitere Verbindung mit Frankreich wäre danach abgebrochen worden, hätte nimmermehr genügt, in der deutschen Baukunst die Wendung zur Gotik zu vollbringen. Dazu bedurfte es einer zweiten Einströmung des französischen Baugeistes. Dieser zweiten ergaben sich, ein halbes Jahrhundert später, die Deutschen bedingungslos; in der vorangehenden, der hier für uns in Rede stehenden Epoche aber verhielten sie sich zur fremdem Gabe prüfend, sondernd, wählend, im Trachten nach ihrem eigenen Ziele unbeirrt. So war denn keineswegs in der Mischung der Stilelemente das romanische etwa der passive, das gotische der aktive Teil, vielmehr jenes der geistig herrschende, dieses das dienende.

Indem die deutsche Baukunst seit dem Ende des 12. Jahrhunderts aus ihrer strengen nationalen Abgeschlossenheit heraustrat, gehorchte sie nur einem auf allen Gebieten in Wirkung tretenden weltbürgerlichen Zuge. Die Kreuzzüge und die an diese sich anschliessenden Bewegungen hatten die Völker einander näher gebracht, zugleich aber auch die in jedem derselben schlummernden besonderen Kräfte erweckt und in Fluss gesetzt. Die lebhafteste Initiative in dem, was damals moderner Geist war, wird niemand den Franzosen streitig machen.

Ihr Einfluss auf Deutschland wird seit der Mitte des 12. Jahrhunderts immer deutlicher fühlbar. Während die altberühmten heimischen Klosterschulen, durch die an den Investiturstreit sich anschliessenden Kämpfe schwer betroffen, veröden, zieht die aufstrebende Jugend nach Paris, um durch die neue, Religion und Vernunft, Kirchenväter und Aristoteles zu höherer Einheit verschmelzende Wissenschaft der Scholastik sich erleuchten zu lassen; die von den neuen in Frankreich entstandenen Mönchsorden der Prämonstratenser und Cistercienser ausgehende praktisch-sittliche Bewegung pflanzt sich mit beispiellosem Erfolge nach Deutschland fort; deutsche Reformer und Denker, wie der heilige Norbert, Hugo von St. Viktor, später Albert der Grosse finden die wirksamsten Ansatzpunkte ihrer Thätigkeit in Frankreich. Nun wollen auch die weltlichen Herren, ihrer bürgerlichen Schlichtheit sich schämend, nicht zurückbleiben und gehen bei ihren französischen Standesgenossen in ritterlichem Brauch und höfischem guten Ton, in Tracht und Waffenführung in die Lehre; ja selbst die erwachende deutsche Dichtung verlässt alsbald die volkstümliche Weise, um durch Aneignung französischer Stoffe, durch Nachbildung französischer Formen ihr Publikum erst ganz zu befriedigen. Und die Baukunst? Es wäre sicher nicht wider den Zusammenhang der Dinge gewesen, hätte sie schon jetzt dem romanischen Stil den Abschied gegeben, dem gotischen die Herrschaft eingeräumt. Das ist, wie wir sahen, nicht geschehen. Das gotische Element spielt keine wichtigere Rolle im deutschen Uebergangsstil, als das französische Lehnwort in der Sprache der höfischen Dichter. Ja, bemessen wir den französischen Einfluss nach seinem Totalgewicht, so hat ihm die Baukunst zweifellos ungleich weniger nachgegeben, als die Dichtkunst. Wir wollen die sehr zusammengesetzten Gründe dieser Erscheinung hier nicht untersuchen. Von Belang war neben anderem gewiss dieses, dass, je höhere Ansprüche das vervollkommnete Bauwesen an das technische Wissen und Können stellte, um so mehr der früher massgebende Anteil der vornehmen geistlichen Bauherren zurücktrat, und die Bauleute selbst, Laien mit hin, die Seele des Werkes wurden. In diesen Kreisen wurde schon jetzt fleissig Wanderschaft nach Frankreich geübt, aber das Vorurteil für das Ausländisch-modische gewann naturgemäss — denn das eigentliche Volk ist immer konservativ — in ihnen bei weitem nicht die Macht, wie vergleichsweise in der ritterlichen Dichterkunft oder bei den gelehrten Theologen. Es ist ein allgemeines Gesetz, dass die bildende Kunst einen neuen Gehalt des geistigen Lebens

erst aufnimmt, wenn er seit längerer Zeit in der Litteratur verarbeitet und dem allgemeinen Bewusstsein assimiliert ist. Die Geister zweier Weltalter, des scheidenden hohen und des aufsteigenden späten Mittelalters, begegnen sich im Anfang des 13. Jahrhunderts. Volkstümlich kraftvoll, romantisch ungebunden, in heiter blühender Pracht lebt in der Baukunst jenes sich aus; hingegen die Formenkorrektheit der höfischen Dichter, die dialektischen Künste der Scholastiker weisen auf Strömungen, die erst in der Gotik ihr baugeschichtliches Seitenstück finden werden.

Aber noch ein anderer, ein unseliger Widerspruch geht durch diese Epoche der deutschen Geschichte. Es stehen sich gegenüber: unerschöpfliches Aufsteigen der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Kräfte — völlige Zerrüttung, völliges Versagen der staatlichen Einrichtungen. Gedeihlicher Wohlstand bei Rittern und Bauern, im Aufblühen der Städte und mit ihnen des Handels und der Gewerbe eine neue, bis dahin kaum bemerklich gewesene Kraft; dazu noch ein Ueberschuss an Säften, mächtig genug, um weite Strecken des Ostens unaufhaltsam zu überfluten, mit deutschem Leben, abendländischer Kultur zu erfüllen: aber die oberste Reichsgewalt eben in dieser Zeit endgültig zerstört, die öffentliche Ordnung rettungslos ins Chaos versunken. In tausend kleine Rinnsale von nun ab zerspalten fliesst der Strom des nationalen Lebens weiter, herrlichste Kräfte ergebnislos aufzehrend. —

Keine Epoche des deutschen Mittelalters, auch keine spätere mehr, hat eine so grosse Masse von Werken, und darunter so häufig künstlerisch wertvolle, hervorgerufen: dennoch müssen wir sagen, ist der Uebergangsstil zu voller Entfaltung seines Könnens nicht gelangt. Die grössten Bauherren der vorigen Zeiten, die Bischöfe, jetzt völliger denn je von ihrer fürstlichen Stellung absorbiert, zeigen bei weitem nicht mehr den Baueifer von ehemals; bei den Kaisern des staufischen Hauses sucht man grossartige Förderung des Kirchenbaues, wie bei den Ottonen und Saliern, umsonst. Daher wurden in dieser Zeit die deutschen Dome — im auffallenden Gegensatz zu den Ländern der Krone Frankreich, die damals ihre Kathedralen sämtlich von Grund auf neu erbauten — meist nur in einzelnen Teilen hergestellt oder erweitert (Mainz, Worms, Speier, Trier, Strassburg); selbst bei umfassenderer Erneuerung konservierte man aus Sparsamkeit den alten Unterbau (Bamberg, Naumburg, Münster, Osnabrück); völlige Neubauten wurden nur im Nordosten in Angriff genommen und gerade

die grossartigsten gerieten mitten im Werke in Stockung (Magdeburg, Halberstadt, Lübeck). Noch weniger Unternehmungslust regte sich in den grossen alten Reichsabteien. Alle Spendelust der Laienwelt konzentrierte sich auf die modernen Orden der Prämonstratenser und Cistercienser, deren Bauweise jedoch vielfach abweichende Züge aufzeigt und deshalb in einem eigenen Kapitel besprochen werden soll. Dafür trat eine neue Gattung, die bis dahin in bescheidenen Grenzen sich zurückgehalten hatte, wetteifernd auf den Plan: die Pfarrkirchen der aufblühenden Städte und die kleinen Stiftskirchen, wofern sie an wohlhabenden Bürgerschaften oder fürstlichen Herren eine Stütze fanden; gerade unter diesen hat der Uebergangsstil viele seiner bezeichnendsten und reizvollsten Werke geschaffen.

Man sieht, woran es der deutschen Baukunst dieser Epoche gebrach: Aufgaben höchsten monumentalen Ranges traten an sie zu selten heran und noch seltener wurde ihnen ungestörte Durchführung gegönnt. Es tauchten wohl neue Gedanken auf, darunter bedeutende und fruchtbare, aber sie blieben vereinzelt, gelangten nicht zu folgerichtiger Durch- und Ausarbeitung. Die Masse der Uebergangsbauten hielt an den bis zu Ende des 12. Jahrhunderts entwickelten Grundmotiven, insbesondere an dem System und der Raumbildung des Inneren fest. Sie bequemer, flüssiger, harmonischer durchzubilden war die Aufgabe. Mit voller Energie erfasst, hätte dies zur Sprengung des überlieferten gebundenen Gewölbesystems führen müssen. Aber man gelangte dahin erst, als es für die Entwicklung im ganzen zu spät war. Desto unbeschränkter und froher erging sich die Erfindungslust nach der Seite der dekorativ-malerischen Erscheinung. Nur war auch hier wieder der Innenraum der weniger dankbare Boden. Und so ist es schliesslich der Aussenbau, dem die ganze Liebe des Kunstschaffens der Epoche zugehört und worin sie erst zeigt, was sie vermag; wir werden ohne Zaudern bekennen: herrliches.

DIE GEWOELBE. Der prinzipiell wichtigste Fortschritt in ihrer Bildung ist die Einführung der selbständig gemauerten Diagonalrippen. Ohne Zweifel ist dies System den Franzosen abgelernt. In Betreff der Zeit seiner Aufnahme fehlen genaue Daten; allgemeinere Verbreitung hat es vor dem Schlussdezennium des 12. Jahrhunderts sicher nicht gefunden, also mehr wie 50 Jahre später als in Frankreich. Und wie es bei dergleichen Entlehnungen nicht selten geschieht:

die Vorteile, die sie darbot, wurden bei weitem nicht vollständig ausgenutzt. Ja, es war das überhaupt nicht möglich, solange nicht die grossquadratische Gewölbeanlage durch schmalrechteckige oder mindestens sechsteilige ersetzt wurde. Die Gewölbekappen, statt in korrektem Steinschnitt vielfach noch aus unregelmässig geformten Steinen in reichlicher Mörtelbettung ausgeführt, blieben noch immer sehr schwer und die Mauern, keineswegs stets mit entlastendem Schildbogen versorgt, verloren wenig an Dicke. In Westfalen ist es sogar das Gewöhnliche, dass die Rippen an das fertige Gewölbe gefügt werden, also ein blosses Dekorationsglied sind. Oft wurde aber nicht einmal dieser Schein aufrecht erhalten, vielmehr zeigten sich die Gewölbe nach alter Weise mit scharfen Gräten noch im zweiten und dritten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts (Heisterbach, Naumburg, St. Martin in Braunschweig und öfters in Westfalen). Andererseits hingegen beliebte man Verdoppelung der Rippen, indem zu den vier übereck gestellten vier an den Scheiteln der Kappen angeordnet wurden — wiederum lediglich eine Gliederung fürs Auge. (Beispiele: Osnabrück, Münster, Legden, Querschiff zu Minden, Sinzig, Roermond; am seltsamsten in Boppard, wo ein spitzbogiges Tonnengewölbe mit Gruppen von je acht von einem Mittelpunkt ausstrahlenden Rippen besetzt ist.) Derselben dekorativen Tendenz entspringen endlich die phantastischen, tief herabhängenden Schlusssteine, auch sie eine Eigentümlichkeit der rheinisch-westfälischen Schule (Bacharach, Roermond, Legden, Billerbeck).

Etwa gleichzeitig mit den Diagonalrippen, in Sachsen und Westfalen noch vor diesen, hielt der Spitzbogen seinen Einzug¹⁾. Rationelle Verwertung desselben hätte dahin führen sollen, die Scheitel der Quer- und Schildbögen, welche im bisherigen System bedeutend tiefer als der Kreuzungspunkt der Gräte lagen, mit diesem in gleiche Höhe zu rücken. Anstatt dessen hat der Uebergangsstil häufig den Scheitelstich noch gesteigert. Der formale Effekt kommt dem französischen Domikalgewölbe sehr nahe. Zumal einige westfälische Bauten, wie der Dom zu Osnabrück und besonders der zu Münster, das Querschiff zu Minden, von kleineren Kirchen die einschiffige zu Zwischenahn, erinnern direkt an die Bauten des Anjou und Poitou;

¹⁾ Z. B. im Braunschweiger Dom gehören die spitzbogigen Gratgewölbe sicher der ersten, 1173 beginnenden Bauzeit; als a. 1195 der Blitz die Türme in Brand steckte, muss nach dem Zusammenhang des Berichtes die Wölbung des Schiffes vollendet gewesen sein.

ja, mehr noch, selbst die oben erwähnten Scheitelrippen haben sie mit diesen gemein (vgl. T. 189, 2 mit T. 108, 109); schwerlich ein blosser Zufall, da auch andere Motive (wie die Fenster im Querhaus zu Münster, der Chor zu Osnabrück, ebenda im Langhaus die äussere Dekoration des Lichtgadens, auf Verkehr der nieder-rheinisch-westfälischen Schule mit der angevinischen und normannischen hinweisen ¹⁾). In konstruktiver Hinsicht hatte die starke Scheitelstechung den Nachteil, dass die Schildmauern wegen des in ganzer Ausdehnung gegen sie gerichteten Seitendruckes sehr massiv gehalten werden mussten; ästhetisch jedoch wirkt sie, zumal bei Einteilung des Gebäudes in wenige, aber grosse Kompartimente, vorteilhaft. Offenbar war die Vorliebe für Kompositionen letzterer Art mit ein Grund, weshalb die in der nordfranzösischen Schule so bald erreichte annähernd wagerechte Lage der Gewölbescheitel vom deutschen Uebergangsstil erst ganz gegen sein Ende rezipiert wurde (Bamberg, Naumburg, Nürnberg; früher im Südwesten: Gebweiler, Enkenbach südlicher Kreuzarm des Strassburger Münsters im Gegensatz zu dem etwas älteren nördlichen Taf. 179).

Das eben geschilderte Verhältnis zum Rippengewölbe und zum Spitzbogen lässt begreifen, dass die deutsche Uebergangsarchitektur dem dritten Grundelemente des französischen Systems, dem Strebebogen, erst recht mit Zurückhaltung begegnete. Er konnte mit Fug als entbehrlich gelten, da man ja die Folgerungen, um derenwillen er den Franzosen so wertvoll wurde, gar nicht zu ziehen gesonnen war. Seine Erscheinung ist den Deutschen offenbar anstössig gewesen. Und in dieser Abneigung wurden sie noch bestärkt durch die als erste Vermittlerin gotischer Konstruktionsgedanken so einflussreiche cisterciensische Bauschule, welche, wie wir später sehen werden, mit dem offenen Strebebogen gleichfalls nichts zu schaffen haben wollte. — So mächtig nun auch die Schildwände in Deutschland noch immer gebildet wurden: dieses drang doch mehr und mehr durch, dass einige Verstrebung nicht zu entbehren sei. Der durchgreifende Unterschied zwischen der deutschen und der französischen Lösung ist hierin der, dass diese nur einzelne Punkte, jene aber die Mauer in ihrem ganzen Verlaufe verstrebt (durch Emporen). Infolgedessen hat der Uebergangsstil selbst die einfachste (in Frankreich schon in

¹⁾ Hiernach wäre sogar ganz möglich, dass das System von Kirchlinde, Kuppelgewölbe von schmalen Tonnen flankiert (Taf. 169, Fig. 8) mindestens indirekt von der Schule des Perigord abstammte.

frühromanischer Zeit stark verwertete) Form der intersecierenden Verstrebung, den Strebepfeiler, die längste Zeit noch ausser Anwendung gelassen¹⁾. Der deutsche Konstruktionsgedanke geht wesentlich darauf, den Mauerabschnitt von den Kämpfern der Hauptgewölbe bis zu der durch die Seitenschiffsgewölbe gesicherten Linie thunlichst kurz zu halten. Schon die dem 12. Jahrhundert angehörigen Schnitte auf Taf. 171, noch mehr diejenigen auf Taf. 172 geben dies zu erkennen. Misslich blieb dabei die Beschränkung der Höhenentwicklung. Sollte diese gesteigert, der wagerechten Gliederung des Systems mehr Freiheit und Abwechselung geliehen werden, so bot sich als schicklichstes Hilfsmittel die Anbringung von Emporen über den Seitenschiffen. Dies ist das Lieblingsmotiv der rheinischen Uebergangsbauten. Dass das Vorbild der Lombardei, welche gerade damals die Emporen fallen liess, nennenswert mitgewirkt habe, glauben wir nicht; ebensowenig, dass französischer Einfluss im Spiele sei; die bis in die Karolingerzeit hinaufreichende und nie ganz unterbrochene eigene Tradition des Rheinlandes ist Erklärung genug.

Auf die Dauer indes konnten die deutschen Bauleute der Einsicht in den Nutzen besonderer Verstrebung der Anfallspunkte der Gewölbe sich nicht verschliessen. Höchst merkwürdig bleibt, dass sie dabei dem bereits völlig entwickelten französischen System nach wie vor am liebsten aus dem Wege gingen. Annehmbarer erschien die Strebemauer nach lombardischem und cisterciensischem Vorbild; allerdings auch diese oft unter dem Dach der Abseiten verborgen, wie in Ellwangen, Basel, Trebitsch, Petersberg bei Halle; höher geführt und deshalb offen am alten Dom zu Salzburg, in Naumburg, Roermond. Daneben vereinzelt der wirkliche Strebebogen. Unter dem Dach: in Limburg, Bacharach (?), Güls bei Koblenz; offen am Dekagon von S. Gereon zu Köln a. 1227; ungefähr gleichzeitig an der Kapitolskirche ebenda und am Münster in Bonn, um etliche Jahre jünger in Limburg a. L.

Ein ganz originelles Konstruktionssystem, man möchte sagen, von eigensinniger Selbständigkeit gegenüber dem französisch-gotischen, zeigt die Abteikirche HEISTERBACH. Sie gehört dem Cistercienserorden, wird aber am füglichsten schon hier zu besprechen sein. Der Bau, bald nach 1202 begonnen, war a. 1227 im wesentlichen fertig; a. 1810 von der französischen Regierung abgebrochen bis auf den Chor; das

¹⁾ Früheste Beispiele die Seitenschiffe von Cistercienserkirchen: Bronnbach, S. Thomas a. d. Kyll, jene c. 1170—80, diese noch später.

übrige nur aus den von Boisserée veröffentlichten Zeichnungen bekannt (Taf. 195, 199, 200, 177, 272, 273). An der Behandlung der Gewölbe ist zunächst auffallend, dass sie den Spitzbogen fast ganz vermeiden; ferner dass sie die um diese Zeit am Rhein sonst allgemein gebräuchlichen Diagonalrippen abweisen: dennoch sind ihnen Formen gegeben — oblonger Grundriss im Mittelschiff und eine höchst komplizierte Ineinanderschiebung von Kappen, sieben in jeder Abteilung, der Abseiten — welche recht eigentlich ein Produkt des gotischen Rippen-systems genannt werden müssen. Also unter altertümlicher Verkleidung modernste Errungenschaften. Ebenso ist ein Strebesystem in Anwendung gebracht, welches von genauer Kenntnis der struktiven Bedingungen zeugt, aber die Lösung auf ganz eigenartigem Wege sucht. Zunächst sind die Abseiten sehr hoch geführt; die Arkadenscheitel treffen nahe an die Kämpferlinie der Mittelschiffsgewölbe, so dass etwas Ähnliches geleistet wird, wie sonst mit der Anordnung von Emporen; dabei ermöglicht aber doch die sinnreiche Teilung der an der Seite der Umfassungsmauer liegenden Kappen (vgl. Grundriss Taf. 195) dieser Mauer eine mässige, für den äusseren Aufbau nicht störende Höhe zu belassen. Von besonderer Wichtigkeit ist sodann die Mauer-gliederung gemäss dem Querschnitt (Taf. 177). Man bemerkt eine Teilung in zwei Geschosse: in dem unteren ausgesparte Nischen nach altrömischer, im Rheinlande nie ganz vergessener Weise (vgl. Essen, S. Kastor in Koblenz, die Ostpartien der Kölner Kirchen S. Aposteln, S. Martin u. s. w.); im oberen derselbe Wechsel von Ausbuchtungen und Vorsprüngen, nur dass dieselben sich nach aussen wenden. Das Ganze ein wohldurchdachtes und höchst wirksames, wenn auch dem Auge sich verbergendes Strebesystem. Dasselbe vollendet sich in Strebemauern, welche an der Mittelschiffswand bis über die Gewölbeanfänge aufsteigen, nach aussen mit der Neigung der Seitenschiffsdächer fast zusammenfallen, nach unten mit den Quergurten der Seitenschiffe eins sind, — alles in allem also nichts anderes, als latente Strebebögen. Nicht ganz so vollkommen gelang die Absicht im Chor, denn hier nötigte die tiefere Lage der Fenster zu einer flachen Dachneigung über dem Umgang, so dass die Streben nicht mehr völlig maskiert werden konnten (Taf. 199, 273). Die Gewölbe des Mittelschiffs sind ohne Rippen, mit starkem bogenförmigem Stich. Ohne Frage bildet der Bau von Heisterbach eine der merkwürdigsten Episoden in der Geschichte des deutschen Uebergangsstiles. Es ist als ob der Meister, mit dem Wesen der gotischen Konstruktion vollkommen vertraut, den Nachweis habe liefern wollen, wie man dieselbe ungeschmälert sich zu Nutze machen und doch deren Auswüchse — als welche er das offene Strebewerk ansah — vermeiden könne. Das Experiment fand keine Nachfolge.

GRUNDRISS UND RAUMBILDUNG. Grundsätzliche Neuerungen treten in Betreff dieser beiden nicht hervor; selbst die gegen Ende der Epoche häufig werdenden polygonen Chöre kann man dahin nicht rechnen, da sie wenigstens für die Innenansicht kein wesentlich verändertes Bild ergeben. Wohl aber sind die Gestaltungsmöglichkeiten zahlreicher geworden und variiert sich das individuelle Baugefühl in zunehmender Mannigfaltigkeit. Am ehesten lassen die nieder-rheinische und die westfälische Schule, die beiden fruchtbarsten der Epoche, den Untergrund eines gemeingültigen Ideales erkennen. Die langgestreckten Anlagen des 11. und 12. Jahrhunderts machen gedrungenen, bis zu einem gewissen Grade zentralisierenden Plänen Platz. Das Mittelschiff wird auf drei, selbst zwei Quadrate beschränkt; am häufigsten wird es damit in seiner Längenausdehnung dem Querschiffe gleichgesetzt (Taf. 165, Fig. 6, 13; Taf. 168, Fig. 1, 2, 4, 6, 7, 9), ja zuweilen sogar kürzer gelassen (Taf. 165, Fig. 7; Taf. 166, Fig. 8, 10, 11). Die hierin eingeschlagene Richtung gehorcht zunächst wohl der Rücksicht auf den Aussenbau, für welchen Geschlossenheit der Gruppe, in einem Zentralturm gipfelnd, vorzüglich gewünscht wurde, sie ist aber naturgemäss von der zentralisierenden, auf das übersichtlich Weite und Freie ausgehenden Raumbehandlung des Innern untrennbar. Die folgerichtigste und schönste Entwicklung tritt ein, wenn das Vierungsgewölbe sich öffnet, dem Aufblick in den Turm, dem Herabströmen reichlicher Lichtwellen freie Bahn macht und so den Raummittelpunkt auch zum Lichtmittelpunkt — anderenfalls ist gerade er der dunkelste Teil — erhebt. Mit das früheste Beispiel für diese Anordnung wird die Apostelkirche in Köln sein, während S. Martin ebendasselbst eine geschlossene Vierung hat; die offene begegnet weiter in Neuss, Roermond, Limburg, Gelnhausen, Mainz, Offenbach am Glan in mannigfach abgestufter, jedesmal herrlicher Wirkung. In Westfalen, Sachsen, am Oberrhein bleiben die Zentraltürme für die Innenwirkung unverwertet: Osnabrück, Königs-lutter, S. Godehard in Hildesheim, Freiburg i. B., Gebweiler, Schlettstadt (eine Ausnahme das Strassburger Münster).

Noch entschiedener äussert sich das zentralisierende Prinzip im Grundplan der sogenannten Dreikonchenkirchen. Die Stamm-mutter dieser Familie ist S. MARIA im KAPITOL zu KÖLN (Taf. 14). Die ganz ungewöhnliche Grundform dieser Kirche verdankt einem Zufall ihre Entstehung. Es bestand hier mutmasslich ein in die Urzeit der Stadt hinaufreichender, spätestens im 8. Jahrhundert zur Kirche

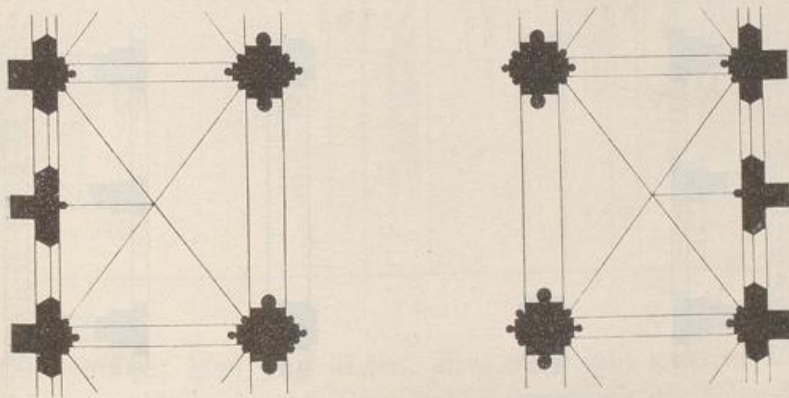
engerichteter Zentralbau, welchen Erzbischof Hermann II. vor Mitte des 12. Jahrhunderts auf den alten Fundamenten erneuerte, jedoch, da der zentrale Plan den gottesdienstlichen Gewohnheiten der Zeit ganz zuwiderlief, unter Hinzufügung eines basilikalischen Langhauses im Westen. Aber auch in dieser Anpassung erschien der Bau noch zu fremdartig, im Grundriss wie in den breiträumigen Verhältnissen, um zur Nachahmung zu reizen. Eine freilich nur ins allgemeine gehende Verwandtschaft der Anlage zeigt hundert Jahre später die Kathedrale von DOORNYK (Tournay) im Hennegau (Grundriss Taf. 83, Aufbau des Querschiffs Taf. 149). Dass der Gedanke des halbkreisförmigen Schlusses der Kreuzarme, wie er hier auftritt, selbständig gefasst sei, in Anknüpfung lediglich an das französisch-romanische Motiv des Chorumganges, ist nicht schlechthin ausgeschlossen; wahrscheinlicher dünkt uns doch, dass die Erinnerung an die berühmte Kölner Kirche massgebend hineingespielt habe; denn zu ganz neuen, voraussetzungslosen Erfindungen hatte die Baukunst des Mittelalters wenig Neigung. Von Doornyk wird dann das Motiv an die rasch nacheinander entstandenen Kathedralen von Cambray (Grundriss bei Darcel et Lassus, *l'Album de Villard d'Honnecourt* pl. 67), Noyon, Soissons weitergegeben. In Köln selbst erzeugte erst der Uebergangsstil aus dem Planmotiv der alten Kapitolskirche einen neuen, freilich reichlichen Nachwuchs, und man könnte glauben, dass erst der Vorgang jener belgisch-französischen Kirchen dazu den Anstoss gegeben habe, wäre nicht die künstlerische Absicht eine beträchtlich verschiedene hier und dort. Den Reigen eröffnen gleichzeitig — wir können nur ungefähr sagen: im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts — S. APOSTELN und GROSS-S.-MARTIN (Taf. 166). In keiner von beiden Kirchen, wie man gestehen muss, ist die Verschmelzung der longitudinalen mit der zentralen Anlage tadelfrei gelungen¹⁾; allerdings galt es auch hier beidemal, ältere Baureste in die neue Komposition aufzunehmen, nur dass, umgekehrt wie in der Kapitolskirche, das Langhaus der gegebene Teil war. Was den Erbauern am meisten am Herzen lag, war auch nicht diese Seite des Problems, sondern die Gewinnung einer malerisch wirksamen Aussenansicht für den Standpunkt im Osten. Um dessen willen wurde das Motiv mit gerechtem Beifall begrüsst: es folgten in Köln selbst

¹⁾ Dieses Problem hat 300 Jahre später Leonardo da Vinci lebhaft beschäftigt, woran wir hier erinnern, weil sein Ausgangspunkt, der Zentralbau S. Lorenzo in Mailand, der Kölner Kapitolskirche nahe verwandt ist; s. die Skizzen bei J. P. Richter: *The literary Works of L. V.* pl. 95—97.

S. Andreas und der Umbau von S. Panteleon, in Neuss S. Quirin, in Roermond U. L. Frauen; halbrunde Abschlüsse des Querhauses erhielt auch das Münster zu Bonn und die kleine Kirche zu Plettenberg in Westfalen. Ueberall ist die innere Raumgliederung im Verhältnis zur Kapitolskirche bedeutend vereinfacht durch Abstossung der (in der belgisch-französischen Gruppe beibehaltenen) Säulenumgänge; ferner sind die Exedren näher an das zentrale Quadrat herangezogen. Es mochte hierzu teils die an der Kapitolskirche gemachte Erfahrung, dass die vom Säulenumgang getragenen Obermauern dem Gewölbeschub ungenügend widerstanden hatten, raten, teils und vielleicht noch mehr die Rücksicht auf die Silhouette des Aussenbaues. Das Innere verzichtet zwar auf die perspektivischen Reize der Kapitolskirche, erreicht aber als einheitliches Raumgebilde ein hohes Mass von Schönheit. Denselben Gedanken in eigenartiger Variante gibt der nach a. 1200 entstandene Westchor am Mainzer Dom: an Majestät und Wohllaut des Raumes unübertroffen. — In der Entwicklung der deutsch-romanischen Baukunst zu freierer Raumschönheit hin nehmen die Dreikonchenkirchen einen wichtigen Platz ein.

Und zum Glück zog die Bewegung auch noch anderes in ihren Bereich. Wir kommen hiermit zu einem Punkt, an welchem deutlich wird, wie verschieden doch die hier von der spätromanisch-deutschen und dort von der frühgotisch-französischen Kunst verfolgten Ziele sind. Beide gehen vom gebundenen Gewölbesystem aus, beide suchen über es hinauszukommen: die Gotik, indem sie schmale Gewölbfelder und dichte Reihung der Stützen einführt, in zunehmender Subordination der Abteilungen gegenüber dem Raumganzen; die deutsche Schule, indem sie die Stützen immer weiter auseinanderrückt und somit die selbständige Bedeutung der Einzelabteilungen steigert. Diese relative Selbständigkeit kennzeichnet sich schon in der oben geschilderten Plananlage, wie in der kuppelähnlichen Ausbildung der grossen Gewölbe. Noch stärker wird sie betont in der zwar seltenen, aber an einigen hochbedeutenden Gebäuden auftretenden Anordnung, die wir nunmehr näher ins Auge fassen müssen. Die Zwischenpfeiler, das ist das Wesen der Sache, werden ausgeschaltet, so dass die grossen Mittelschiffsjoche in voller Weite, in einer einzigen mächtigen Arkade gegen die Abseiten sich öffnen. Ein System, das dem der einheitlichen französischen Traven grundsätzlich verwandt, im Erfolg aber darin wesentlich wieder verschieden ist, dass nicht wie bei jenen die kleinen Quadrate der Seitenschiffe, sondern die grossen des Mittelschiffs die Basis der Einteilung abgeben.

Einen ersten Schritt in dieser Richtung gewährten wir in HEISTERBACH; die Abteilungen des Mittelschiffs sind zwar nicht Quadrate, aber doch sehr breite Rechtecke, und die ihnen entsprechenden Seitenschiffsabteilungen lassen durch die Gliederung des Gewölbes und der Wand die Erinnerung an das gebundene System noch nachklingen. — Entschiedener ist der Gedanke im Langhaus des Domes von MAGDEBURG durchgeführt. Die Arkaden des Erdgeschosses gehören in die gleiche Baupoeche mit dem 1234 geweihten Chor, während die Obermauern nach längerer Pause in entwickelt gotischem System ausgeführt wurden. Hier nun sind für das Mittelschiff volle Quadrate angenommen;

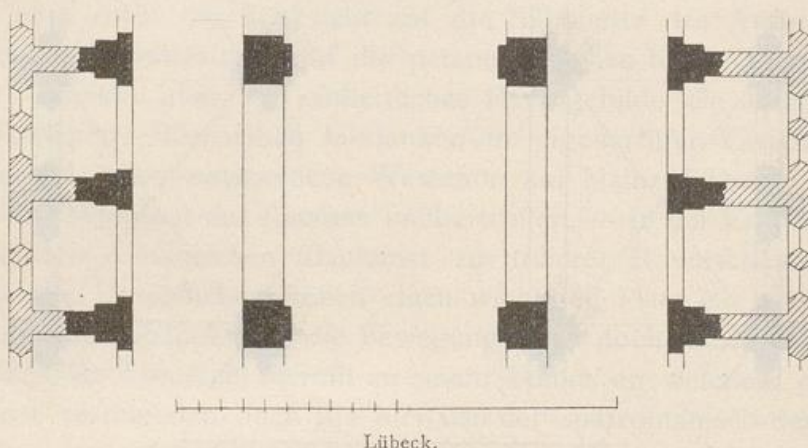


Magdeburg.

in den rechteckigen Abteilungen der Seitenschiffe senkt sich vom Gewölbescheitel eine Zwischenrippe gegen die Umfassungsmauer, so dass man auch hier noch von einem rudimentären Doppeljoch reden darf; in welcher Weise die Wölbung des Mittelschiffs beabsichtigt war (etwa sechsteilig?) ist nicht mehr zu bestimmen. — Einheitlicher, weil noch in romanischer Zeit zu Ende geführt, wirkt der Dom zu MÜNSTER i. W. Er wurde seit a. 1225 einem tiefgreifenden Umbau unterzogen, wobei der doppelquerschiffige Plan, im Westtranssept und Langhaus auch die Untermauern, aus dem älteren Gebäude herübergenommen sind. Dem Chor sind, wie in Magdeburg, fünf Seiten des Zehneckes zu Grunde gelegt, mit Umgang aber ohne Kapellen (Taf. 167). Und wieder wie in Magdeburg entbehrt das System des nur aus zwei Jochen bestehenden Langhauses der Zwischenstützen, mögen solche auch ursprünglich vielleicht beabsichtigt gewesen sein. Die kuppelförmigen Gewölbe und die grandiose Raumbildung erinnern auffallend an die Kathedrale von Angers (vgl. Taf. 116 mit 189). — Eine verwandte Raumbildungstendenz lebt im ganzen westfälischen Uebergangsstil, nur dass sie nicht so völlig entwickelt heraustritt, da einesteils, wie z. B. im

Dom von Osnabrück, die Zwischenstützen nicht überwunden werden, andernteils zum Hallensystem übergegangen wird.

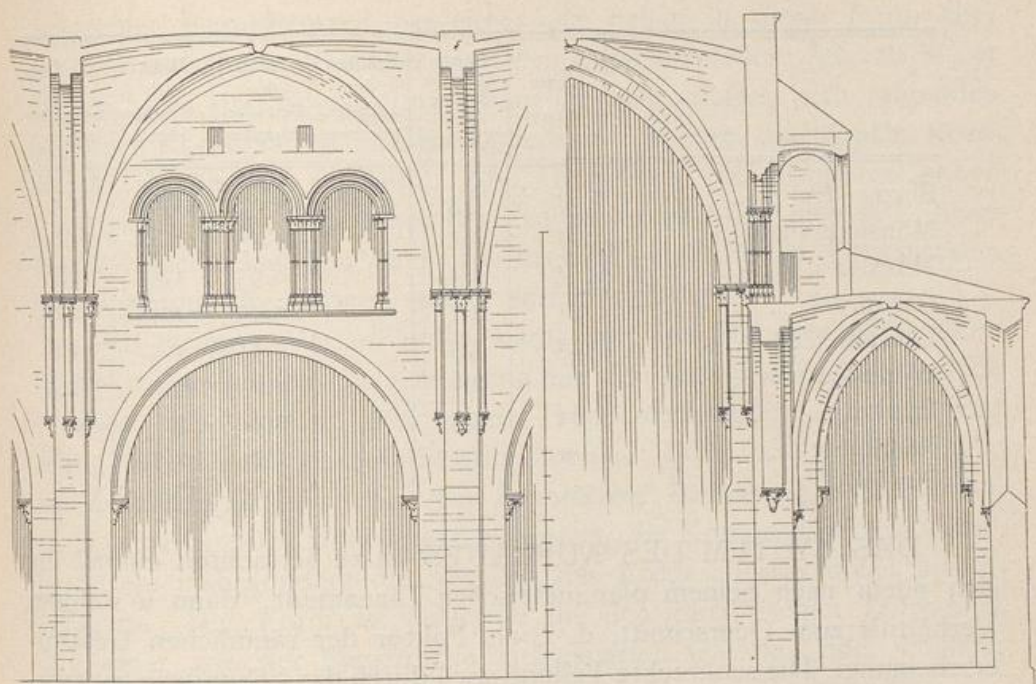
Die Dome von Münster und Magdeburg sind merkwürdig als grossartige Ansätze einer neuen, eigenartigen Entwicklung, die aber alsbald (seit der Mitte des Jahrhunderts) von dem übermächtig werdenden französischen Einfluss durchbrochen und auf den entgegengesetzten Weg gelenkt werden sollte. Nur in einigen wenigen romanisch begonnenen, gotisch fortgesetzten Bauten klingt der angeschlagene Grundton nach: so in dem mächtigen Weitraum des Domes von MINDEN; so in dem als Hallenkirche umgebauten Dom von LÜBECK, wovon wir beistehend eine Achse des



Grundrisses mitteilen; so in der Kirche von MÜNSTERMAIFELD (Taf. 166), deren durch höchst harmonische Verhältnisse ausgezeichnete Chor- und Querbau noch romanisch ist, während das Langhaus sich zwar gotisch in den Formen aber ganz ungotisch in der Breite der Proportionen darstellt.

Das Höchste von Weiträumigkeit, allerdings unter exceptionellen Bedingungen, leistet der Dom zu TRIER. Den Kern bildet der auf S. 46 besprochene römische Profanbau (Taf. 12); im 11. Jahrhundert wurden die vier mächtigen Mittelsäulen pfeilmässig ummauert und die im Grundriss Taf. 164 sichtbare westliche Verlängerung hinzugefügt; Erzbischof Hillin (1152—69) begann einen gewölbmassigen Umbau, Erzbischof Johannes (1170—1212) vollendete ihn. Die polygone mit einem Rippengewölbe geschlossene Ostapsis dürfte die früheste ihrer Art in Deutschland sein. Die Fenster des Obergadens öffnen sich nicht direkt gegen das freie, sondern gegen einen ziemlich schwach beleuchteten Laufgang.

Die obigen Beispiele zeigen, dass die im Spätromanismus so bemerkenswert hervortretende Weiträumigkeitstendenz auf die niederdeutschen Bauschulen beschränkt blieb. Zur Vervollständigung diene die folgende vergleichende Tabelle über die Hauptproportionen des



Trier.

Mittelschiffes. Man wird finden, dass meist sehr einfache Verhältniszahlen gewählt sind. Als Grundzahl nehmen wir die lichte Weite an und messen sie von Mauer zu Mauer, ohne Rücksicht auf die Vorlagen. Wenn dieselbe in die Länge nicht in gerader Zahl aufgeht, sondern noch ein überschüssiger Bruchteil sich zeigt, so fällt dieser auf die die Joche trennenden Gurte. Anderweitig bei der Division übrig bleibende Reste erklären sich aus ungenauer Abmessung. Von den in Klammern beigetzten Buchstaben bedeutet (E) dass Emporen, (T) dass Triforien vorhanden sind.

	Lichte Weite	Länge bis zum Beginn der Vierung	Höhe des Arkadengesimses	Höhe der Gewölbekämpfer	Höhe der Schildbögen	Höhe der Gewölbscheitel
Worms (T)	1	4,6	1	1,6	2,1	2,3
Ellwangen (T)	1	3,3	0,9	1,4	1,9	2,15
Köln, S. Martin (T) . .	1	3	1	1,6	2	2,4
Limburg (E und T) . .	1	3,2	0,85	2	2,6	2,8
Bacharach (E und T) .	1	2	0,85	2	2,25	2,4
Roermond (E)	1	2	0,7	1,33	2	2
Bonn (T)	1	3,2	1	1,33	1,9	2
Werden (E)	1		0,8	1,5	1,8	2
Köln, S. Andreas (T) .	1	2,5	1	1,3	2	2,1

	Lichte Weite	Länge bis zum Beginn der Vierung	Höhe des Arkaden- gesimses	Höhe der Gewölbe- kämpfer	Höhe der Schild- bögen	Höhe der Gewölbe- scheitel
Sinzig (E)	1	2,3	0,6	1	1,65	1,7
Münstermaifeld	1	2,2		1,15	1,8	1,9
Münster i. W.	1	2,4		0,95	1,5	1,8
Osnabrück	1	3,5		0,95	1,45	1,85
Loccum	1	4,3		0,85	1,4	1,8
Wildeshausen	1	2,6		0,65	1,2	1,4
Bamberg	1	5,4	1	1,2	2	2
Naumburg	1	4,25	1	1,2	1,75	1,8

DAS SYSTEM DES AUFBAUES ist zu betrachten einmal für sich allein nach seinem planimetrischen Lineament, dann in seinem Verhältnis zum Querschnitt, d. i. als Faktor der räumlichen Gesamterscheinung. Die senkrechte Teilung wird durch das gebundene System, da der Abstand von Hauptpfeiler zu Hauptpfeiler gleich der lichten Weite des Schiffes sein muss ¹⁾, ein für allemal festgelegt, so dass die individuelle Charakterisierung vornehmlich durch die wagerechten Abschnitte und die plastische Behandlung der Glieder geführt wird.

Die für den Geist des Uebergangsstiles nach dieser Richtung bezeichnendsten Gestaltungen finden sich in der niederrheinischen Schule, welche wir deshalb in der Betrachtung voranstellen. Zunächst fällt die häufige Verwendung der Emporen ins Auge. Von ihrer konstruktiven Bedeutung haben wir oben gesprochen. Sie waren aber nicht minder willkommen als belebendes Element im geometrischen Aufriss. Derselbe baut sich demnach dreischossig auf. Das meist mit grossem Nachdruck herausgekehrte Prinzip der Behandlung ist die Steigerung von einfachen und massigen Formen in den unteren Teilen zu bewegteren und leichteren in den oberen. So zierlustig sie sonst ist, bildet die rheinische Architektur bis in die späteste Zeit die Zwischenpfeiler des Erdgeschosses mit ungegliedert quadratischem Durchschnitt und ganz schlichten Basen und Deckplatten. Die Hauptpfeiler erhalten einfache flache Vorlagen, etwa

¹⁾ Kleine Ungenauigkeiten kommen natürlich häufig vor. Beabsichtigt ist dagegen, was sich in S. Quirin in Neuss zeigt: successives Engerwerden der Joche von Westen nach Osten. Es ist ein perspektivischer Kunstgriff, wie denn überhaupt dieses merkwürdige Gebäude ungewöhnliche Raumschönheit mit willkürlichen Einzelheiten in einer Weise verbindet, die an die Barockarchitektur des 17. Jahrhunderts erinnert.

von feinen Runddiensten begleitet, und gehen in dieser Form eher ein harmonischeres Verhältnis mit den Zwischenpfeilern ein, als in der zum Schluss der Epoche unter französischem Einfluss sich zeigenden reicheren Kombination von Rundgliedern (Limburg, Bacharach, Roermond, S. Andreas in Köln). Die Oeffnungen der Emporen haben die gleiche Weite mit denen des Erdgeschosses, sind aber fast immer durch Zwischensäulchen zwei oder dreimal geteilt, durch Ecksäulchen, Rücksprünge, Blendbögen weiter vermannigfaltigt.

Im weiteren Verlauf indes wurde von den Emporen nicht selten Abstand genommen, wie sie denn für den Gebrauch der Gemeinde — man sieht das an den engen Treppenaufgängen — immer nur wenig in Betracht gekommen sein können. Dann trat an ihre Stelle ein Zwischengeschoß von rein dekorativer Bedeutung. Es machte, an kein bestimmtes Höhenmass gebunden, die Komposition elastischer, gestattete insbesondere die Arkaden des Erdgeschosses höher hinaufzuführen. Die Form ist entweder die des französischen Triforiums, d. i. einer aus der Mauerdicke ausgesparten Galerie, oder häufiger einer blossen Blindarkatur (Beispiele für beides Taf. 180—182).

Der Lichtgaden ist nicht mehr, wie unter der Herrschaft der flachen Decke, eine fortlaufende Wandfläche, sondern zerfällt in eine Folge gesonderter Bogenfelder. Damit tritt auch Form und Anordnung der Fenster unter neue Bedingungen. Mannigfaltigste Versuche werden angestellt. Namentlich die Kölner Schule ist durch die bizarre Phantastik ihrer Erfindungen (von denen Taf. 182, Fig. 3 und 6 eine Vorstellung gibt) übel berufen. Und doch wird man auch in den anstössigsten einen gesunden Grundgedanken nicht verkennen, nämlich den, dass das Fenster als Mittel des Bogenfeldes der Form desselben sich anzunähern habe. Die einfachste und glücklichste Lösung in dieser Richtung ist die Kreisform, sei es, dass sie glatt auftritt (Chor im Bonner Münster), sei es ausgezackt (S. Martin und S. Kunibert in Köln, Gerresheim, Werden). Schliesslich fand man, dass doch auch die herkömmliche Form der Fenster der Einfügung in den Schildbogen nicht widerstrebe, wenn man sie nur paarweise oder zu dreien in pyramidale Gruppen zusammenordnete. In einfacher Nebeneinanderstellung: Taf. 181, 5; 183, 7; 199, 9. In reicherer dekorativer Wirkung durch triforienartig vorgesetzte Säulchen: Taf. 177, 4; 180, 1; 189, 2; 181, 3. Sehr zu bemerken ist, dass inmitten alles Suchens nach neuen Fensterformen der Spitzbogen fast ausnahmslos verschmäht wurde, er, an den man an Gewölben und Arkaden schon vollkommen ge-

wöhnt war; das erste und bis zur Mitte des Jahrhunderts einzige Beispiel konsequenter Anwendung gibt der Dom von Magdeburg (1208—1237), am Rhein kommt er aber nur ganz vereinzelt vor.

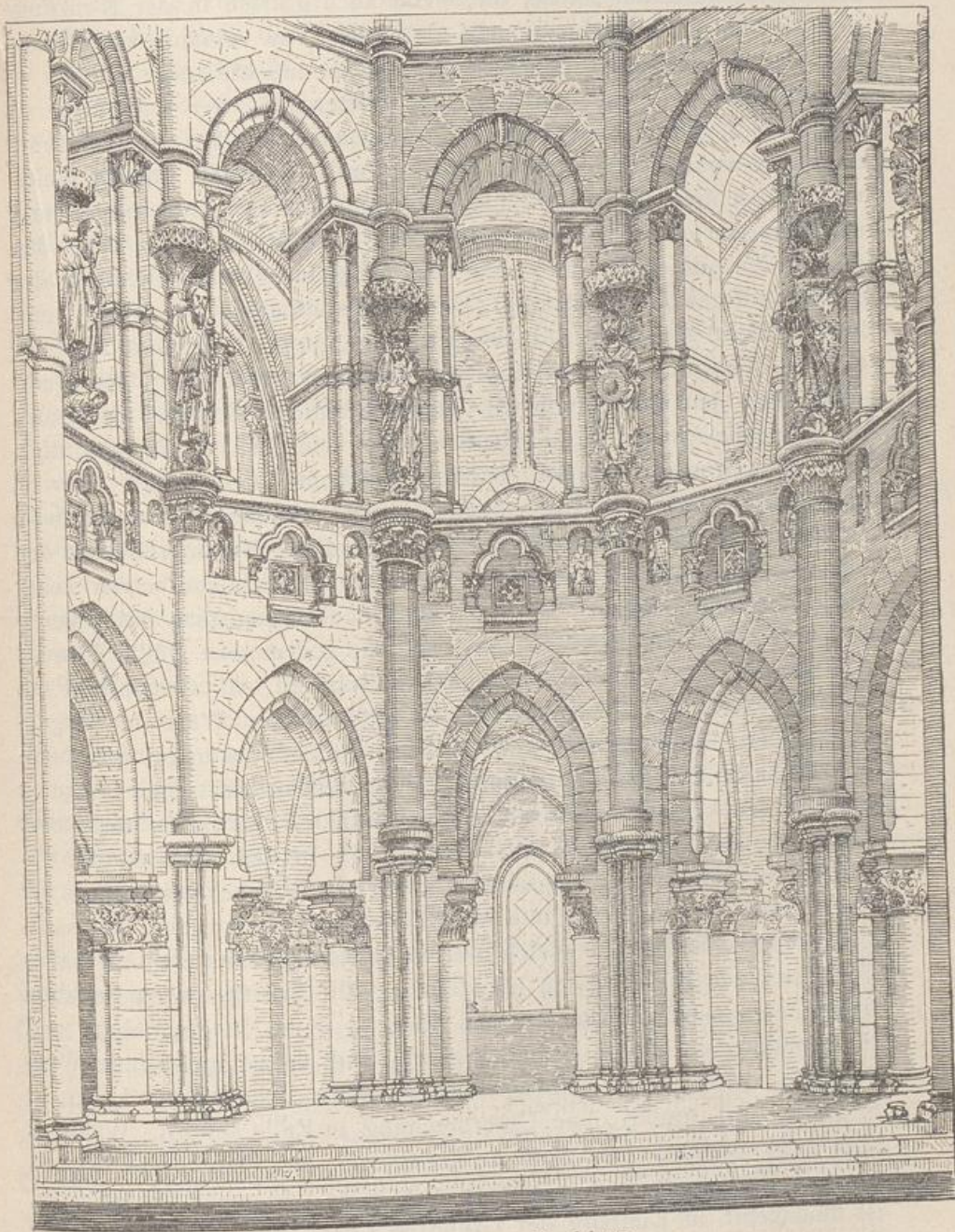
Löbliche Fortschritte zeigen sich hinsichtlich der Verteilung des Lichtes. Während in den älteren Zeiten Zahl und Grösse der Fenster in beiden Geschossen gleich war, geht jetzt das Bestreben darauf, den Hochtellen des Mittelschiffs verstärkte Beleuchtung zuzuwenden, dagegen die Seitenschiffe in tieferer Dämmerung zu lassen; hier sind die Oculus- und Fächerfenster sehr am Platz (Taf. 180, Fig. 1, 2, 4; Taf. 182, Fig. 1, 3, 5, 6). Man erkennt, wie die oben erwähnte Steigerung der Formen von unten nach oben durch dieses Beleuchtungsverhältnis wirksamst unterstützt wird.

Eine eigenartige Aufgabe hinsichtlich der Wandgliederung stellten die Dreikonchenkirchen. Das Vorbild, die Kapitolskirche, war nicht unmittelbar zu benutzen, weil der dortige Säulenumgang beim jüngeren Geschlecht in Wegfall kam. In Annäherung an das System des Langhauses wurde ein zweites galerieartiges Geschoss angelegt, allerdings mit geringer Tiefe, aber perspektivisch-malerisch von grossem Reiz; die massige Mauer des Erdgeschosses beleben Nischen (Taf. 180, 2; 182, 6; 207, 2).

Ueberschauen wir alle diese Momente, so zeigt das System des Uebergangsstiles, verglichen mit dem des 12. Jahrhunderts, einen beträchtlichen Fortschritt in der Belebung und Durchbrechung der Mauerflächen, ja man wird nicht leugnen können, dass zuweilen darin ein unruhiges Zuviel eintritt. Keineswegs aber wird dem Eindruck gedrungener Massigkeit, wuchtiger struktiver Kraft dadurch Abbruch gethan. Denn jede Durchbrechung legt dem Auge wieder eine breite Querschnittfläche bloss, welche die Stärke der Mauern erst recht zum Bewusstsein bringt. Mit der gelassenen Weite der Raumbildung steht dieser Charakter des Gliederbaues in vollkommenem Einklang. Und beides zusammen erzeugt den spezifisch romanischen Grundakkord auch solcher Werke, welche mit gotischen Einzelmotiven schon reichlich durchsetzt sind.

Unter den bedeutenderen Werken des Uebergangsstiles sind diejenigen drei, welche am meisten Gotisches, also Französisches in sich aufgenommen haben, die Dome von Magdeburg und Halberstadt und die Stiftskirche zu Limburg a. d. Lahn; dennoch wird man gerade ihnen am wenigsten eine energische Originalität hinsichtlich der Gesamtauffassung streitig machen. S. Moriz zu Magdeburg wurde a. 1234,

S. Georg in Limburg a. 1235 dem Gottesdienst übergeben, beide nach ungefähr 20jähriger Bauzeit; sie streifen also hinsichtlich der Zeit ihrer



Chor des Domes zu Magdeburg.

Entstehung bereits nahe an die ersten wirklich gotischen Kirchen Deutschlands, die Liebfrauenkirche in Trier (beg. a. 1227) und die Elisabethkirche in Marburg (beg. a. 1235). Während aber diese an

den jüngsten Stand der französischen Baukunst anknüpfen, greifen jene auf Vorbilder zurück, die ein halbes Jahrhundert älter sind, und bezeichnenderweise auf solche, die, wenn auch gotisch in der Konstruktion, in der Formgebung mehr als andere von romanischem Geiste beibehalten haben. Der Magdeburger Meister machte seine Studien in der oberen Champagne (Châlons, Montierender), der Limburger in Laon. — S. MORIZ in MAGDEBURG wurde nach dem Brande von 1207, und zwar wohl erst mehrere Jahre nach ihm, begonnen; mit der Weihe von 1234 schliesst die erste Bauepoche ab. Damals waren Erdgeschoss und Emporen (»Bischofsgang«) des Chors und die unteren Teile des Querschiffs, die ersten Arkaden des Langhauses, einschliesslich der Seitenschiffsgewölbe, vollendet. Die Wiederaufnahme der Arbeit, nun in entwickelt gotischem Stil, erfolgte erst a. 1274. Der Grundriss des Chores, Umgang mit fünf Kapellen, ist rein französisch; das Querschiff folgt dem herkömmlichen deutschen Schema der drei Quadrate; die originelle Anlage des Langhauses haben wir oben S. 489 gewürdigt. Der Spitzbogen ist an allen Teilen konsequent durchgeführt, aber in einer in Deutschlands Gotik nicht mehr vorkommenden primitiven Gestalt. Die Strebepfeiler des oberen Umganges gehören wohl erst der mit 1274 beginnenden Bauepoche an, offene Strebebögen waren sicher nie beabsichtigt. Und so hat auch der Gliederorganismus des Inneren ein unfranzösisches Gepräge, im Umgang gedrungene Pfeiler anstatt der Säulen, alle Formen von wuchtiger Schwere, im Gesamtbild bei aller feierlicher Würde ein Hang zum Malerischen. Wäre der Magdeburger Dom im Sinne des ersten Meisters vollendet worden, ihm hätte ein namhafter Einfluss auf die Entwicklung der norddeutschen Baukunst nicht fehlen können. — Am Dom von HALBERSTADT ist es umgekehrt allein die Westfassade und die Vorhalle, die in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zur Ausführung kamen; französische, namentlich der Kathedrale von Laon entlehnte Motive sind mit rheinischen und sächsischen verschmolzen, zugleich weisen gewisse Details auf ein nahes Verhältnis zur Bauhütte von Magdeburg. Die Schiffe gehen bekanntlich in entwickelt gotische Formen über. — Kam in Magdeburg und Halberstadt eine höchst bemerkenswerte und vielversprechende Wendung der deutschen Bauentwicklung vorzeitig zum Stillstand, so ist S. GEORG in LIMBURG ohne Unterbrechung zu Ende geführt. Während aber in Magdeburg von Anfang an der französische Plan vorgeschrieben war, im Fortgang jedoch das Werk sich mehr und mehr verdeutschte, ist umgekehrt in Limburg der Grundriss (Taf. 166) rein deutsch und erst der Aufbau (Taf. 178, 182, 187) französierend. Doch ist diese Zwieschlächtigkeit des Ursprunges vollkommen überwunden, ein Werk von energischer künstlerischer Charaktereinheit geschaffen. Das französische Vorbild ist die Kathedrale von Laon (nicht Noyon, wie all-

gemein behauptet wird). Legt man die Aufrisse der beiderseitigen Systeme übereinander, so zeigen sie sich vom Arkadengesims aufwärts so gut wie kongruent; kein Zweifel, dass der Meister von Limburg nicht etwa bloss die Erinnerung oder eine Skizze des Urbildes, sondern eine in allen Massen genaue Zeichnung heimgebracht hatte. Wenn der Eindruck doch ein ganz anderer ist, so liegt das am Erdgeschoss, welches in Limburg ein gut Teil niedriger und in den herkömmlichen rheinischen Formen, also in stark accentuirtem Gegensatz der Haupt- und Nebenstützen begonnen war. Uebereinstimmend ist ferner das Strebesystem (vgl. die Textfigur S. 439), nur dass bei dem so viel kürzeren Schiffe von Limburg auf jeder Seite bloss ein einziger Bogen nötig wurde. Die Doppeltürme an den Stirnseiten des Querhauses waren dem ersten Plan fremd, sie stammen ebenfalls aus Laon. Ein dem Limburger Meister eigentümlicher und herrlicher Gedanke ist die ununterbrochene Durchführung des Langhaussystemes auch in den Kreuzarmen. Hohe Bewunderung weckt die perspektivische Kunst, welche der beschränkten Grundfläche den Schein der Grossräumigkeit abzugewinnen verstanden hat. Die ziemlich schwere und grobe Bildung der Einzelglieder und der an einem Werke des Uebergangsstils auffallende Mangel an eigentlicher Dekoration beeinträchtigt nicht, hebt vielmehr noch die glühende und strenge Feierlichkeit, die das Ganze atmet und mit der wir nichts anderes zu vergleichen wissen. Eine künstlerische Nachkommenschaft war S. Georg in Limburg ebenso wenig wie dem Dome von Magdeburg beschieden¹⁾. Höchstens die Abteikirche zu WERDEN A. D. RUHR könnte man dahin rechnen (Taf. 182). Sie ist das letzte und sicher eines der edelsten Werke des romanischen Stils im Rheinlande. Begonnen a. 1257, neun Jahre nach der Grundsteinlegung des Kölner Domes, ging der Bau bis 1275 fort ohne aus seiner romanischen Grundstimmung im mindesten herauszufallen.

Die mittel- und süddeutschen Schulen erregen im gegenwärtigen Zusammenhange weniger Interesse. Im ganzen ist zu sagen, dass der Geist der neuen Zeit sich hauptsächlich in der Behandlung und in den Einzelformen geltend machte; hätten wir hier von Kapellen, Refektorien, Kreuzgängen, Vorhallen, Portalen zu reden, so böte sich eine Fülle der anziehendsten und originellsten Objekte. Jedoch die grossen Fragen der Raum- und Systembildung wurden nicht selbständig weitergefördert, oft genug gar nicht berührt. War doch ohnehin für

¹⁾ Als Nebenerzeugnis haben wir die reizende kleine S. Peterskirche in BACHARACH (Taf. 181) anzusehen, wie gewisse Einzelheiten klar bekunden; das System ist den kleineren Dimensionen entsprechend vereinfacht, die Kumulation der Emporen mit dem Triforium indes beibehalten. Auch die Querschnittsproportion ist die gleiche, vgl. S. 491.

die ganze östliche Hälfte der Gewölbebau als solcher erst eine junge Errungenschaft. Das gebundene System herrschte vor. Reichere Kombinationen des Aufbaues, wie sie die Rheinlande mit Emporen und Triforien erzielten, kamen äusserst selten zu stande.

Am Oberrhein ist auch in dieser Zeit die Bauthätigkeit lebhaft genug. In WORMS wird der Dom vollendet und neben ihm und unter seinem Einfluss S. MARTIN, 1265, und S. PAUL umgebaut 1261. Verwandter Richtung die Benediktinerkirchen SEEBACH und FRANKENTHAL; ausserdem mehrere Cistercienserkirchen. — Im Elsass ist von französischem Einfluss, was die Gestaltung im ganzen betrifft, auffallend wenig zu merken. Die Kirchen von ALTDORF, ALSPACH, SCHLETTSTADT, SIGOLSHEIM, GEBWEILER (Taf. 165, 183) sind von rein romanischem, meist schwerfälligem Habitus; in gleicher Weise beginnen die östlichen Teile der stattlichen Stiftskirche zu NEUWEILER, um im W unvermittelt in frühgotische Form überzuspringen. Von grossen Absichten zeugt der Umbau des STRASSBURGER Münsters (Taf. 179); nur der Chor und das stark ausladende Querschiff, vielleicht den älteren Grundriss wiederholend, gehören in diese Zeit; die mächtige Weite des Raumes nötigte zur Teilung in zwei Schiffe; die Wirkung ist grandios, wiewohl nicht ganz frei. — Am rechten Rheinufer ist ausser dem Münster von FREIBURG ein bedeutender Bau nicht zu nennen; es gedieh nur bis zum Querschiff (Taf. 179). Das der Entstehungszeit nach hierher gehörige Münster in BASEL wurde wegen seines Zusammenhangs mit der lombardischen Kunst oben S. 449 besprochen. Ein Ausläufer der rheinischen Schule mainaufwärts ist die Pfarrkirche von GELNHAUSEN (Taf. 180); das Langhaus ist als schlichte Flachdeckbasilika, wiewohl bereits mit spitzbogigen Arkaden ausgeführt; in desto modischerem und glänzenderem Gewande — vielleicht einer Spende des Kaiserhauses, das nahe dabei seinen Palast hatte, zu danken — treten Querschiff und Chor auf; der Nachdruck liegt auf der reich bewegten äusseren Gruppe; das Innere ist, wie einer Pfarrkirche ziemlich, von einfachem Plan, nur die graziös spielende Pracht der Dekoration aus den Grenzen des Gewöhnlichen allerdings weit hinaustretend. Der Rundbogen als zu ernst ist verbannt; Kleeblattbögen und mit Pässen besetzte Kreise geben den Ton an; die Hauptfenster im Chor leise gespitzt. Sehr ähnlich der Chor zu SELIGENSTADT im Odenwald, um a. 1200 der alten karolingischen Basilika hinzugefügt.

Weiter aufwärts in Ostfranken begegnen wir, da die stattliche Abteikirche Ebrach als Cistercienserbau uns an anderer Stelle zu beschäftigen hat, keinem bedeutenderen Werke bis zum Dom von BAMBERG. Wenn dieser als vollkommenstes Muster deutschromanischer Kunst gepriesen wird, so hat man vornehmlich die wundervolle

Aussenarchitektur im Auge; das Innere tritt nicht nur durch die einfachere Behandlung hinter jene zurück, es steht auch in seinen allgemeinen baukünstlerischen Eigenschaften nicht auf gleicher Höhe mit den besten rheinischen und niederdeutschen Leistungen. Langhaus und Ostchor des gegenwärtigen Baues waren a. 1237 vollendet; Westchor, Querschiff, Türme sind jünger; noch a. 1274 wird am Dom gearbeitet. In den zuerst genannten Partien sind teilweise noch die Mauern des Anfang 12. Jahrhunderts ausgeführten Herstellungsbaus von Bischof Otto erhalten ¹⁾ und der Grundplan ist höchst wahrscheinlich noch derselbe, den Kaiser Heinrich II. gezogen hatte. Durch das Bestreben nach schlankerer Haltung des Systems sind die Pfeilmassen im Verhältnis zu den Oeffnungen zu stark, die Hochwände leer geworden; die Zeichnung der Spitzbogen an Arkaden, Schild- und Quergurten ist wenig anmutig; der Raum entbehrt der freieren Schönheit. Die jüngste Bauepoche, bezeugt durch einen a. 1274 erteilten Ablass, steht unter der Herrschaft französischer Einflüsse. Für die Skulpturwerke des Ostchors haben wir sie im Jahrbuch der Kunstsammlungen des preussischen Staates Bd. XI. nachgewiesen; damals wurden die in ihren unteren Stockwerken noch den östlichen analog begonnenen Westtürme nach dem Muster der Kathedrale von Laon weitergeführt; ja, es muss, wie das Modell in der Hand der Kaiserin Kunigunde am Nord-Ost-Portal verrät, eine Zeitlang die Absicht bestanden haben, dem Westchor einen gotischen Kapellenkranz zu geben, wie es scheint in speziellem Anschluss an die Kathedrale von Reims, wohin auch die Skulpturen weisen. — Sichtlich unter dem Einfluss des Bamberger Doms steht der von NAUMBURG. Bei etwas kleineren Abmessungen sind die Proportionen im Querschnitt fast die gleichen; im System, nicht zu ihrem Nachteil, um einiges breiter. Im östlichen Doppeljoch ist der Zwischenpfeiler mit Bamberg übereinstimmend gebildet (Taf. 184); weiter nach Westen treten Halbsäulenvorlagen hinzu (Taf. 187), wie denn überhaupt die Gliederungen ausdrucksvoller, die Ornamente reicher sind. Ueberliefert ist ein Weiheakt zu 1242. — Aus der Bambergisch-Naumburgischen Schule sind dann die Bauleute hervorgegangen, welche, den Kolonisten sich anschliessend, den Dom zu KARLSBURG in Siebenbürgen errichteten (Taf. 160, 184). — Des Vergleiches halber verweisen wir noch auf den Dom zu Osnabrück (Taf. 167, 184). Bei aller Aehnlichkeit mit den zuletzt besprochenen mitteldeutschen Bauten gewinnt sein System durch die wuchtige Behandlung der Hauptstützen, die grossen verbindenden

¹⁾ Wegen des Anteils, den Otto als Kanzler Heinrichs IV. am Bau des Speierer Doms genommen hat, ist es besonders zu bedauern, dass über die Konstruktion, in welcher er den Dom von Bamberg ausführte, Sicheres nicht mehr sich ermitteln lässt. Riehl, Kunsthistorische Wanderungen durch Bayern, S. 150, glaubt unzweideutige Spuren einer flachen Decke gefunden zu haben.

Blendbögen, die gruppierende Anordnung der Fenster, die tiefere Kämpferlage, das kuppelartige Ansteigen der Gewölbe ganz beträchtliche Vorzüge: alles in allem das Charaktervollste und Bestkomponierte, was im gebundenen System gelungen ist.

Im Süden des Mains gedieh dem romanischen Stil ein langes aber nicht eben thatkräftiges Leben. Das Hauptwerk Mittelfrankens, S. Sebald in NÜRNBERG (im Schiff 1265, im Westchor gar erst 1274 geweiht), ist trotz der Aneignung der schmalen französischen Travée und des Triforiums und trotz reichlichen Ornamentes (dieses im rheinischen Charakter) eine schwere, unfreudige Komposition geblieben. — Schwaben und Bayern zeigen ihren Anteil an den Zeitbestrebungen nur im Dekorativen. Erst die im späteren 13. Jahrhundert erbaute Ulrichskirche in REGENSBURG bekundet den Eintritt neuer Probleme unter unmittelbar französischem Einfluss. — Reicher und grossartiger gestaltet sich die Bauthätigkeit Oesterreichs. Im 12. Jahrhundert ist sie lombardisch (so noch in dem nach 1182 begonnenen Dom von Salzburg), im 13. rheinisch beeinflusst. Am glänzendsten thut sich die Hauptstadt der Babenberger, WIEN, hervor: seit 1258 Neubau der Pfarrkirche S. STEPHAN (wovon nur der Unterbau der Westfassade erhalten); S. MICHAEL 1276—88; Liebfrauenkirche in WIENER-NEUSTADT bis 1279. So reift hier im Osten der romanische Stil zu voller Entfaltung erst zu einer Zeit, da er am Rhein zu existieren aufgehört hat. Ueppiger Dekorationstrieb bei schwachem Interesse für das eigentlich Architektonische machen seinen Charakter aus. Die in letzterer Hinsicht eine löbliche Ausnahme bildenden Cistercienserkirchen stehen ausserhalb des Provinzialstiles.

Verlor die romanische Kunst je weiter nach Osten um so mehr an innerer schöpferischer Kraft, so wurde ihrer äusseren Verbreitung, wie man weiss, gerade in dieser Richtung das weiteste Feld geöffnet. Reichliche Verdoppelung ihres Herrschaftsgebietes — wenn man die Rechnung nach Quadratmeilen hier gelten lassen will — verdankt sie dem gewaltigen Hinausströmen der deutschen Volkskraft während der zweiten Hälfte des 12., der ersten des 13. Jahrhunderts. Obgleich auf einen bis dahin völlig kunstfremden Boden verpflanzt und obgleich ausschliesslich in den Händen der deutschen Einwanderer liegend, veränderte sie doch bis zu einem gewissen Grade den Charakter, den sie in der Heimat gehabt hatte. Derselbe wurde ein ganz verschiedener in der südöstlichen, Böhmen, Ungarn, Siebenbürgen umfassenden Gruppe einerseits, im nordöstlichen Tieflande andererseits: in jener bei einfacher Anlage, schwerfälligem Aufbau verschwenderisch prunk-

lustig in der Dekoration, nicht immer frei von barbarischem Beigeschmack; in diesem vornehmlich auf technische Tüchtigkeit gerichtet, klar, schlicht, streng in der Gesamterscheinung.

Böhmen und Mähren besaßen eine nicht ganz unbedeutende, wenn auch rohe Baukunst schon im 12. Jahrhundert; sie tritt ganz in Schatten gegen den imposanten Aufwand im 13. Von Entwicklung der einen Epoche aus der anderen ist kaum die Rede, vielmehr erscheinen die gotisierende Uebergangsformen unvermittelt und verhältnismässig früh, wie es bei diesem wesentlich mit eingewanderten Kräften arbeitenden Kunstbetrieb nicht wundernehmen kann. Der Löwenanteil in der Gunst der baulustigen Grossen fiel den Cisterciensern zu. Ausserhalb ihres Kreises ist die Kirche des Benediktinerklosters TREBITSCH (ungefähr 1230—45) das ansehnlichste und eines der ältesten Denkmäler im Uebergangsstil; der Grundriss (Taf. 168) nach süddeutscher Art ohne Querschiff, mit drei parallelen Apsiden; der langgestreckte Binnenchor mit achtseitigen Klostergewölben gedeckt; ähnliche waren wohl auch im Schiff beabsichtigt, machten aber einem seltsam komplizierten Rippengewölbe (aus dem sechsteiligen französischen entwickelt) Platz; das viereckige Rippenwerk überaus derb; unter dem Chor eine weitläufige Krypta (Taf. 179). Stattliche Pfarrkirchen in Eger, Iglau, Kollin u. s. w. — Den west-ungarischen Typus veranschaulichen die Grundrisse von ZSAMBÉCK und S. JÁK (Taf. 168); auch hier schon kein gebundenes System mehr. Das Hauptwerk Siebenbürgens, den Dom von Karlsburg (Taf. 168, 184), besprachen wir oben.

Die Kolonistenarchitektur des nordöstlichen Tieflands bringt den ernsten und strengen Sinn aus der westfälisch-niedersächsischen Mutterkunst mit. Er verschärft sich noch auf dem neuen Boden. Denn nicht nur in hartem, schonungslosem Kampfe einem unversöhnlichen Feinde abgerungen, auch karg von Natur ist derselbe. Karg vor allem auch an den Gaben, deren die Baukunst bedarf. Weit und breit besaßen diese Ebenen, alter Meeresboden, keinen gewachsenen Stein, nur Findlingsblöcke von Granit. Aus solchen liess sich cyklopisches Mauerwerk schichten, aber sie zu regelmässigem Verbande herzurichten oder gar ihnen freiere Einzelformen abzugewinnen, machte unendliche Mühe. Die an der Weser und Elbe und ihren Nebenflüssen gelegenen Orte konnten sich Sandstein aus dem Oberlande auf Kähnen zuführen lassen, wofür der Dom von Havelberg (1131—70) und die Klosterkirche Leitzkau (1147—55) die am meisten nach Osten vorgeschobenen Beispiele bieten. Andererseits findet sich an den Küstenorten der Nordsee zuweilen rheinischer Tuff verwendet. Umfassende Bauthätigkeit wurde erst ermöglicht durch Einführung des Backstein-

baus¹⁾. Die Technik desselben stammt aber nicht aus Westfalen und Niedersachsen.

Die Kunst des Ziegelbrennens war vormalig von den Römern in den Rhein- und Donauländern reichlich gepflegt worden, dann mit der Zeit in Vergessenheit geraten. Einhard, der durch seinen antiquarischen Eifer bekannte Freund Karls des Grossen, bemühte sich, wie aus seinem Briefwechsel zu ersehen, um ihre Wiederbelebung; doch anscheinend ohne nennenswert damit durchzudringen; denn karolingischen Ziegeln begegnen wir nur an den beiden von Einhard im Odenwald gebauten Basiliken. Die Niederlande sind das einzige nordische Gebiet, von dem mit einiger Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, dass der Backsteinbau sich von der Karolingerzeit her ohne Unterbrechung, aber freilich auch ohne bedeutendere Leistungen, erhalten hat. In Deutschland, wo die für das Bauwesen tonangebenden Landschaften an natürlichen Steinlagern keinen Mangel litten, hörte er ganz auf. Die an frühromanischen rheinischen Kirchen, z. B. in S. Pantaleon in Köln (Taf. 60, 320), dem Haustein beigemischten Ziegeln, immer mit Sparsamkeit und in dekorativer Absicht nur, sind zweifellos aus römischen Bauten geraubt. Seine Wiederaufnahme nach ungefähr zweihundertjähriger Pause erfolgte gleichzeitig im Süden und im Norden, auf der bayerisch-schwäbischen Hochebene und im Tiefland zwischen Elbe und baltischem Meer. Ob es im ersteren Gebiete spontane Wiederbelebung alter Tradition war, oder — was wahrscheinlicher — lombardischer Einfluss (vgl. S. 449), bedarf noch der Untersuchung. Eine nennenswerte architektonische Entwicklung knüpfte sich hier keineswegs daran. Erst auf dem zweiten, dem nordischen Schauplatz, trat eine solche ein, ja es sollte auf diesem der Backsteinbau in der Folge zu einer wahren baukünstlerischen Grossmacht heranwachsen. Jeder Gedanke an autochthonen Ursprung ist hier ausgeschlossen. Von wannen also und auf welchem Wege ist er dann eingewandert? Die Beobachtung der technischen Eigentümlichkeiten im Brande und Formate der Ziegeln lässt die Antwort nicht im Zweifel: von Holland, im Gefolge der holländischen Kolonisten, die sich auf der ganzen Strecke von der Elbmündung und der holsteinischen Ostseeküste bis zu den böhmischen Grenzgebirgen den westfälischen und sächsischen Einwanderern hinzugesellten. Indes ist hiermit nur der Ursprung der Backsteinfabrikation, nicht des Backsteinbaues als Kunstbau sicher gestellt. Vielmehr be-

¹⁾ v. Quast: Zur Charakteristik des älteren Ziegelbaus in der Mark Brandenburg, im Deutschen Kunstbl. 1850. — Adler: Mittelalterliche Backsteinbauten d. preussischen Staates, I. 1862. — Nordhoff: Die früheste Backsteinfabrikation in Norddeutschland, Allgem. Zeitung 1883, Beil. Nr. 325. — Adler: Der Ursprung des Backsteinbaus in den baltischen Ländern, 1884. — Gutes Resumé bei Dohme: Geschichte der deutschen Baukunst, 1887.

gegen gewisse Einzelformen — namentlich das sogenannte Trapezkapitell und der Fries aus sich durchschneidenden Bogen —, welche weder in den Niederlanden, noch irgendwo in Deutschland ihresgleichen haben, wohl aber ein ganzes altes Geschlecht von Geschwisterformen in der Backsteinarchitektur der Lombardei: Formen von so spezifischer Ausprägung, dass an selbständige zweite Zeugung nicht gedacht werden kann. Somit ist für den Backsteinbau der germanisierten Slavenländer eine doppelte Quelle der Anregung anzunehmen: Holland und Italien. An der Gültigkeit dieser Folgerung wäre nicht zu rütteln, bliebe auch der Weg der Uebertragung dunkel. Ein wie wir hoffen nicht trügerisches Streiflicht wirft auf ihn indes die folgende merkwürdige Konstellation von Personen und Verhältnissen.

Der Begründer der ältesten Holländerkolonien in der Altmark ist der Magdeburger Domherr Hartwich, aus dem Grafenhouse von Stade, nachmals Erzbischof von Hamburg-Bremen. Er besiedelte damit eine Anzahl von Gütern, die er, seinem Familienerbe entnommen, im Jahre 1144 zur Ausstattung des von ihm gestifteten Prämonstratenserklosters Jerichow hergab, und eben auf diesen Gütern befinden sich die ältesten Backsteinkirchen der Gegend. Neben Hartwich wurde ein eifriger Förderer der Kolonisation sein Freund, der Bischof Anselm von Havelberg, dem Hartwich auch die Jurisdiktion über Jerichow anvertraute. Beide Männer führten im Jahr 1144 eine gemeinschaftliche Reise an den päpstlichen Hof aus; Anselm ward 1155 Erzbischof von Ravenna, Hartwich weilte 1159 noch einmal in Italien, ausserdem wiederholt, einmal als Flüchtling ein ganzes Jahr lang, im Magdeburgischen, also in nächster Nähe seiner Stiftung. Wenn wir nun wissen, dass bald nach Hartwicks Rückkehr von seiner ersten italienischen Reise das Kloster, da der zuvor gewählte Ort als ungeeignet sich erwies, an den heutigen verlegt wurde, womit selbstverständlich ein Neubau der Kirche verbunden war; wenn wir weiter beachten, dass noch im selben Jahrzehnt (dem 6ten des Jahrhunderts) mehrere kleine Kirchen der Umgegend als Backsteinbauten begonnen wurden: so drängt es sich uns auf, diese Vorgänge miteinander in Verbindung zu setzen, und so ist für den rätselhaften holländisch-italienischen Doppeleinfluss in jenen Bauten eine gewiss plausibel zu nennende Erklärung gefunden. Die holländischen Kolonisten waren berufen, um Deiche zu bauen und Sumpfland urbar zu machen; dass sie erfahrene Meister des Kirchenbaues mit sich geführt hätten, ist ebenso unwahrscheinlich, wie das andere, dass die an der Spitze stehenden Kirchenfürsten, Hartwich und Anselm, Kirchen aus Backstein zu errichten befohlen hätten, ohne von der Wirkung des neuen Materials durch den Augenschein Kenntnis zu haben. Die letztere aber zu erwerben, bot Oberitalien die beste, ja damals fast einzige Gelegenheit und man darf die Vermutung hinzu-

fügen, dass Hartwich einen lombardischen Werkführer mitgebracht oder Anselm einen solchen ihm nachgeschickt haben werde ¹⁾. Man würde in der Frage klarer sehen, wäre das Alter der gegenwärtigen JERICOWER Klosterkirche (Taf. 51, 57) unbestritten. Ist es im Kerne noch der zwischen 1149 und 1152 begonnene Erstlingsbau mit bloss teilweiser Erneuerung im 13. Jahrhundert? oder ein einheitlicher Neubau nach 1200? Die Kontroverse ²⁾ hat sich auf technische Argumente zugespitzt, welche nachzuprüfen wir nicht in der Lage waren. Gewiss sprechen die allgemeinen Erwägungen für die ältere Zeitstellung. Dass eine Prämonstratenserkirche das Hirsauer Schema wählte — wozu nicht nur der Grundriss, sondern auch der ursprüngliche Mangel einer Krypta und die in dieser Gegend sonst unbekannte Säulenform der Stützen gehört — ist im 12. Jahrhundert wiederholt vorgekommen; für das 13. wäre es befremdlich. Sodann zugestanden die Möglichkeit, dass zu Anfang die jetzige »Stadtkirche« einige Jahre lang von den Mönchen benützt worden, bleibt es doch mehr wie unwahrscheinlich, dass das begüterte und begünstigte Kloster länger als 50 Jahre mit diesem kleinen einschiffigen Bau sich begnügt hätte und dann erst an die Errichtung einer Kirche von normalen Verhältnissen aber unbegreiflich altertümlichem Plane herangetreten sei. Lässt man dagegen unsere Hypothese von der Mitwirkung eines Lombarden oder sei es eines in der Lombardei gebildeten Deutschen gelten, so liegt in der hochstehenden technischen Durchbildung der Jerichower Kirche nichts mit der angenommenen Entstehung in den 50er und 60er Jahren des 12. Jahrhunderts Unvereinbares. Wie immer es sich mit Jerichow verhalten mag — genug, die lombardisierenden Formen, auf die es hier ankommt, finden sich auch anderweitig. Wir nennen von datierten Beispielen: den gedoppelten Bogenfries an dem 1161 geweihten Chor der Klosterkirche zu Diesdorf (nach Adler auch technisch mit Jerichow nahe verwandt), das Trapezkapitell an den Vierungsbögen und in dem 10 bis 15 Jahre jüngeren Schiff derselben Kirche; beides an der bald nach 1184 begonnenen Kirche zu Arendsee.

Der Backstein verdrängte noch vor Ablauf des 12. Jahrhunderts die anderen Materialien, Holz, Sandstein, Granit — wenigstens bei

¹⁾ Zuerst ausgeführt in unserer Inauguraldissertation, Hartwich von Stade, Göttingen 1872, S. 89 ff. Adlers fortgesetzte Weigerung, den Einfluss Italiens anzuerkennen, bleibt uns so lange unverständlich, als es Adler nicht gelingt, für die in Frage kommenden Formen niederländische Analogien nachzuweisen. Adlers neuerdings wiederholte Vermutung, dass die erste Einführung der Holländer in die Altmark durch Anselm von Havelberg bewirkt sei, wurde schon von Heinemann, Albrecht der Bär, Kap. 5, Anm. 85 (S. 391) zurückgewiesen.

²⁾ Zwischen F. Adler, der für das ältere, und K. Schäfer, der für das jüngere Datum eintritt; s. Centralblatt der Bauverwaltung 1884, Nr. 16. 17. 18. 23. 43–49.

ansehnlichen Kirchen — vollständig. Nur der Granit-Ziegel-Mischbau, dessen ältestes Beispiel die 1158 begonnene Kirche von KREWESE giebt, hielt sich daneben bis ins 13. Jahrhundert. Granit und Backstein, so verschieden in stofflicher Hinsicht sie sind, haben in tektonischer manche Eigenschaften miteinander gemein. Beide fordern zur Bildung grosser, ruhiger Flächen auf. Detaillierung ist überhaupt nur im Backstein ausführbar und auch hier an wenige Kombinationen gebunden, da man nach Möglichkeit mit gewöhnlichen Mauersteinen auszukommen, in der Herstellung von Formsteinen sich zu beschränken bestrebt war. Geringe Ausladungen, Knappheit der Gesamterscheinung, das ist der Grundzug der Backsteinarchitektur. Dagegen machte es keine Schwierigkeiten, wenn ein brauchbarer Mörtel hinzutrat, Gewölbedecken anzulegen, weshalb dieselben im Backsteingebiet verhältnismässig früh zur Herrschaft gelangten. Nachdem einige kleinere Kirchen der Altmark (Seitenschiffe von Krewese in den 60er Jahren, Hauptschiff von Diesdorf in den 70er Jahren (Taf. 176) darin vorangegangen waren, erhoben sich, alles bisher im Backstein Versuchte in Schatten stellend, die Dome von LÜBECK und RATZEBURG. In ihnen ist Geist und Willen des grossen Sachsenherzogs Heinrichs des Löwen wiederzuerkennen. In demselben Jahre mit der Grundsteinlegung des Lübecker Domes (1173) hatte er die Hauptkirche seiner Residenz Braunschweig begonnen, den ersten durchgeführten Gewölbebau Alt-sachsens. Der Lübecker Dom ist durch einen gotischen Umbau stark verändert, der wohlerhaltene Ratzeburger gleicht in der Anlage genau dem Braunschweiger (vgl. Taf. 176 mit 189): Mit diesem nun teilt der Dom von Ratzeburg genau die gleiche Anlage (vgl. Taf. 176 u. 189): gebundenes System strenger Ordnung, quadratische Pfeiler mit dünnen Ecksäulchen, grätige Gewölbe. Er gilt mit Recht für die vollendetste Leistung des romanischen Backsteingewölbebaus, wie die Klosterkirche von Jerichow den ersten Rang unter den Flachdeckbasiliken dieser Gruppe einnimmt.

Dies also ist die älteste Geschichte des norddeutschen Backsteinbaus: durch ein merkwürdiges Zusammentreffen holländischer und lombardischer Einflüsse um 1150 in der Altmark entsprungen, wandert er die Elbe abwärts, erreicht noch vor dem Schluss des Jahrhunderts in Holstein und Mecklenburg die Ostsee, wendet sich dann westwärts an die untere Weser, um in Friesland mit seinem Ursprungsgebiet sich zu berühren; nach Osten aber folgt er der deutschen Kolonisation allenthalben als eines ihrer kenntlichsten Wahrzeichen. Bei weitem die meisten und stattlichsten Kirchen stellte der Cistercienserorden; Bischofssitze gab es in dem dünn bevölkerten Lande wenig; als zum Teil noch romanisch nennen wir die Dome von BRANDENBURG und von KAMMIN. Die um die Mitte des 13. Jahrhunderts erbaute Klosterkirche

von OLIVA bei Danzig bezeichnet in Deutschland den östlichsten Punkt, den der Backsteinbau innerhalb der romanischen Epoche erreichte.

Schon früher war er im Gefolge der deutschen Missionäre, Ritter und Kaufleute über die Ostsee gesetzt. In RIGA, der Metropole Livlands, erhob sich seit 1215 der Backsteindom, dessen genau dem Schema von Braunschweig, Ratzeburg (und vermutlich Lübeck) entsprechender Chor und Querbau noch heute dasteht; das Langhaus ist ein gotisch veränderter Uebergangsbau. —

Hier schliessen wir denn noch das wenige an, was über Skandinavien von unserem Standpunkt zu bemerken nötig ist. Skandinavien verhält sich hinsichtlich der Kunst ähnlich zu Mittel- und Westeuropa, wie dieses ehemals zu Rom, mit dem Unterschiede jedoch, dass es nicht einer sinkenden, sondern einer aufsteigenden Kunst gegenüber stand. Die christliche Mission hatte ihre Thätigkeit im 9. Jahrhundert begonnen, eine gleichmässig durchgeführte kirchliche Ordnung ist erst am Ende des 12. Jahrhunderts da. Die ersten Geschlechter des Kirchenbaus waren Holzbauten. Erhebliche Steinbauten beginnen erst im 12. Jahrhundert, um dieselbe Zeit, in welcher die nordische Kirche von der Oberhoheit der deutschen Metropole Hamburg-Bremen, nicht ohne langwierigen Kampf und vom englischen und französischen Klerus unterstützt, sich frei machte. Diese Verhältnisse spiegeln sich in der Bauweise wieder: die deutschen Einflüsse kreuzen sich mit englisch-französischen. Am stärksten zeigen sich die ersteren in Dänemark. Schon mit dem Material war man hier, da der einheimische Granit sich bei grösseren Bauten zu unfügsam zeigte, an Deutschland gewiesen; zwischen 1130—80 wurde öfters rheinischer Tuff angewendet, von 1170 ab drang von Norddeutschland her der (fälschlich für autochthon ausgegebene) Backstein ein. Ganz rheinischer Art ist der nach einem Brande von 1176 in Andernacher Stein erbaute stattliche Dom von RIBE (Taf. 166, 178), rheinisch wenigstens in den Dekorationsmotiven die Kirche des erzbischöflichen Sitzes zu LUND. Dagegen zeigt der bedeutendste romanische Bau Dänemarks, der 1191 begonnene Dom von ROESKILD einen auf direkter Bekanntschaft mit französischen Mustern (u. a. Tournay) beruhenden Uebergangsstil, englisch-normannische Färbung die Klosterkirche zu WESTERWIG in Jütland (Taf. 85). — Ganz in der letztgenannten Einflussphäre liegt Norwegen¹⁾, dessen halb romanisches, halb frühgotisches Hauptdenk-

¹⁾ Ruprich-Robert, *L'architecture Normande*, stellt mit der Behauptung, dass manche Züge der normannischen Kunst aus Norwegen stammen, das wahre Verhältnis auf den Kopf. Wenn Lübke die kuppelartigen Kreuzgewölbe der Marienkirche zu BERGEN ausnahmsweise auf deutsche Vorbilder zurückführt, so ist uns auch hierin westlicher Einfluss (Plantagenetstil) wahrscheinlicher.

mal der Dom von DRONTHEIM ist. — Auf die vielberufenen romanischen Holzkirchen des Landes wollen wir nur im Vorübergehen hinweisen. — In Schweden neigt sich das auf die Nordsee schauende Westgötaland England zu, die Ostseeküste Deutschland. Am reichsten an romanischen Denkmälern (zum Teil Hallenkirchen) ist die Insel Gotland, auf dem Festlande haben nur die Cistercienser Bedeutendes geleistet.

Das Gesamtbild des deutschen Spätromanismus lässt darüber keinen Zweifel, dass trotz der grossen Fruchtbarkeit seine innere, gedankenzeugende Triebkraft erschlaft war. Die grossen Aufgaben, welche die Zeit mit sich brachte, fanden keine, wenigstens keine die Allgemeinheit mit sich fortreissende Förderung, und so musste notwendig geschehen, was geschah, nämlich dass die unvergleichlich schneller und folgerichtiger vorwärtsgeschrittene französische Kunst die deutsche plötzlich überflügelte und in ihre Gefolgschaft einzutreten zwang. Das gilt aber nur von der grossen Masse. Derselben stehen, vereinzelt leider nur, Bestrebungen von echter schöpferischer Initiative gegenüber. Auf Werke wie die Dome von Magdeburg und von Münster oder die Stiftskirchen von Limburg und von Werden ist das oft gehörte Wort von der zersetzenden Wirkung der eindringenden Gotik wahrlich nicht anwendbar. Sie, die an der äussersten Zeitgrenze der Epoche entstanden, sind sicher ihre besten Leistungen, sicher Zeugnisse neuer aufsteigender Kraft. Nur eine historisch und ästhetisch falsche Beurteilung derjenigen Gotik, die nach 1250 in Deutschland emporkam, kann verkennen, dass gerade vor dieser Zeitwende die deutsche Kunst in guten Stunden auf dem Wege war, eine ungleich selbständigere Parallelschöpfung zur französischen Gotik hervorzubringen. Die Ursachen des Misslingens liegen nicht in der Kunstentwicklung als solcher; das Verhängnis war, dass volle Sammlung und freudige Anspannung aller geistigen Hilfskräfte gefordert wurde in einem Augenblick, da die Nation einer unheilvollen allgemeinen Krisis entgegenging. Der Moment des Zusammenbruchs der königlichen und kaiserlichen Gewalt und des Eintritts in das Interregnum konnte nimmermehr die Geburtsstunde eines selbstgeschaffenen neuen Stiles werden.

5. Hallenkirchen.

Ueber den Begriff der Hallenkirche haben wir S. 313 gesprochen. Der alte Irrtum, dass diese Bauform innerhalb des romanischen Stils eine Deutschland ausschliesslich eigene oder mindestens hier allein zu häufiger Anwendung gebrachte sei, wird nach dem auf S. 358 ff. und

450 ff. über Frankreich und Oberitalien mitgeteilten nicht länger wiederholt werden dürfen. Wo immer selbständige und frühe Versuche im Gewölbebau angestellt wurden, ist der Gedanke der Hallenanlage nirgends ausgeblieben. Aus der Frühzeit der deutsch-romanischen Kunst haben wir das Beispiel einer klar ausgebildeten, den Gewölbebasiliken des Mittelrheins fast um ein Jahrhundert vorausgehenden Hallenanlage in S. Bartholomäus zu Paderborn bereits kennen gelernt (S. 459) und es mag sein, dass hie und da noch einige Werke mehr in dieser Art — seither verschwundene — gebaut worden sind. Während aber die Lombardei und besonders das südliche und westliche Frankreich, bis die Mittel zur Wölbung der Basilika gefunden wurden, sich der Hallenanlage reichlichst bedienten, hat gerade die deutsche Baukunst auf deren systematische Ausnutzung lange Zeit nicht eingehen wollen. Die einzige Landschaft Westfalen lernte, immerhin spät, mit ihr sich befreunden. Es war das Eindringen des Gewölbebaus vom Rhein her, das die in der Frühzeit hier wahrscheinlich etwas häufiger als anderswo geübte Form wieder in Erinnerung brachte. Ausserdem ist der Gedanke nicht abzuweisen, dass der aus manchen Anzeichen zu vermutende Verkehr mit Westfrankreich, besonders dem Anjou (vgl. S. 482) nicht ohne Einfluss hierauf gewesen sein möchte; denn eben in jenen Gegenden war die anderweitig schon überall aufgegebene Hallenanlage bis in die Frühgotik hinein lebendig geblieben. (Vgl. z. B. die Gewölbe Taf. 185, 1. 2 mit Taf. 109 oder die Pfeiler Taf. 314; ferner die sonst in Deutschland fast unbekannte Kombination mit Tonnengewölben in den Seitenschiffen in Balve, Kirchlinde, Wallenhorst, Plettenberg, Taf. 169.)

Der Grundriss ist durchweg der einfachste. Drei Schiffe von zwei, höchstens drei Jochen; selten ein Querschiff; der Chor in der Regel platt geschlossen; ihm entsprechend eine westliche Vorhalle, über welcher sich turmartig die Glockenstube erhebt. — Im System begegnen zwei Arten. Die eine gruppierend nach dem Vorbild des gebundenen Basilikenschemas, mit Nachklängen von diesem her auch im Querschnitt und in der Schmalheit der Abseiten. (Beispiele: S. Servatius zu Münster, S. Jakobus zu Koesfeld, Marktkirche und S. Nikolaus zu Lippstadt, Kirchen zu Billerbeck, Legden, Derne, Bocke, Ostönnen, Langenhorst — sämtlich letztes Viertel 12. Jahrhunderts oder Anfang 13.) Die andere geht folgerichtiger vor: sie hat durchlaufende Joche und giebt den Seitenschiffen eine grössere, dem Mittelschiff sich nähernde Breite; mit Hilfe des Spitzbogens war

es dann nicht schwer, in allen Schiffen beinahe gleiche Scheitelhöhe zu erreichen. Beispiele: Münsterkirche zu Herford, Stiftskirchen zu Lippstadt, Barsinghausen, Methler, Warburg; am konsequentesten in Berne; in interessanter Verquickung mit der ersten Art in S. Marien zur Höhe in Soest — Taf. 169, 185, 186. Die Hallenkirchen Westfalens sind alle von kleiner oder mässiger Dimension, die meisten in einem sehr anspruchslosen, selbst bäuerischen Stil, keine an künstlerischer Bedeutung der auf gleicher Entwicklungsstufe stehenden Hallenkirchen Westfrankreichs, der Kathedrale von Poitiers und ihren Verwandten, auch nur von ferne sich nähernd.

Das einzige grossräumige Werk dieser Familie, der Dom von PADERBORN, ist in gotischer Zeit eingreifend verändert; vom herrlichen frühgotischen Langhaus des Domes zu MINDEN bleibt dahingestellt, ob es etwa schon romanisch projektiert war. — Westlich der Weser ist die einzige Stadt BRAUNSCHWEIG hier zu nennen. Die Martinikirche, 1204 in Nachahmung des Domes, also als Basilika begonnen, wurde während des Baus in die Hallenform übergeführt, woher die seltsame zweigeschossige Anordnung der westlichen Pfeiler (Taf. 186); dieselbe dem Dom verwandte Grundanlage und dieselbe Wandelung ebenda an der Katharinen- und der Andreaskirche. Dagegen von Anfang an ein Hallenbau, c. a. 1180, durch die primitive Behandlung der Kreuzgewölbe interessant, ist die Dorfkirche im benachbarten MELVERODE (Taf. 185, 186).

Ausserhalb des hiermit umschriebenen, also ziemlich engen Gebietes gewährte die deutschromanische Baukunst der Hallenform äusserst selten Anwendung, es wäre denn hie und da bei kleinen kapellenartigen Bauten. Taf. 190 gibt eine Ansicht der jetzt auf den Frithof von Bonn versetzten Kapelle der Deutschordenskommande zu RAMERSDORF (ausführlich publiziert bei Gailhabaud, *L'architecture I*); die in Westfalen schwer und nüchtern wirkende Anlage zeigt sich hier einer schlanken durchsichtigen Raumbehandlung fähig, wie sie erst von der späteren Gotik wieder aufgenommen wurde.

Vereinzelt steht die Benediktinerkirche PRÜLL bei Regensburg (S. 185), nach B. Riehl (*Repertorium f. Kunstwiss.* XIV, S. 361 ff.), im J. 1110 geweiht, in welchem Falle sie eine der ältesten Gewölbekirchen Bayerns wäre. Zu vergleichen die fünfschiffige, hallenmässige Chorpartie in KASTEL, einige Meilen nordwestlich; hier die burgundische Anregung unzweifelhaft; bei Prüll könnte daneben auch lombardische in Frage kommen. Wieder am wahrscheinlichsten burgundisch die Cistercienserkirche WALDENBACH (Riehl a. O.). Wo aber sind S. Peter in AUGSBURG und die Templerkirche S. Leonhard in REGENSBURG einzureihen?

Nach dem Querschnittsprinzip der Hallenkirche liesse sich ein gegebener Raum in eine beliebige Anzahl von Schiffen zerlegen (wie in den mohammedanischen Moscheen, oder, ein näherliegender Vergleich, wie in den Krypten), der thatsächliche Gebrauch kennt aber bei Kirchen — mit einer ganz seltenen Ausnahme — nur die Dreiteilung. Die Ausnahme, die wir meinen, ist die Zweiteilung. Sie wäre, namentlich bei kleineren Bauten, vielleicht häufiger in Anwendung genommen, hätte nicht schon eine andere Gebäudegattung sie zur Normalform erkoren, nämlich das Klosterrefektorium. Einige Beispiele aus Westfalen, Böhmen, Graubünden haben wir auf Taf. 169 zusammengestellt; etwas häufiger wird die Form doch erst in gotischer Zeit.

Dass auch einschiffige Gewölbekirchen vorkommen, bedarf nicht erst der Erwähnung. Da es aber ohne Ausnahme geringfügige, kleine Bauten sind, haben wir bei ihnen zu verweilen keinen Anlass¹⁾.

Beschreibung der Tafeln.

GRUNDRISS.

Tafel 164.

1. *Trier: Dom.* — Die schwarz angelegten Teile saec. 4 u. 6, die kreuzweise schraffierten M. saec. 11, Gewölbe und Ostchor A. saec. 13. — v. Wilmowsky.
2. *Mainz: Dom.* — Ostteile A. saec. 11, Langhaus E. saec. 11, westl. Querschiff und Chor nach 1200. — Schneider.
3. *Speyer: Dom.* — c. 1030—60, Vorhalle und Ostapsis saec. 12. — Geier u. Görz. Hübsch.
4. *Worms: Dom.* — Westtürme A. saec. 11, sonst 2. Hälfte saec. 12, Westchor A. saec. 13. — Moller; Deutsche Bauzeitung.

Tafel 165.

1. *Knechtsteden: Prämonstratenserkirche.* — Beg. 1138. — Zeitschr. f. Bauwesen.
2. *Laach: Benediktiner-K.* — Beg. 1112, Vorhalle A. saec. 12. — Geier u. Görz.

¹⁾ Wohl die grösste einschiffige Kirche des deutschen Baugebietes, zugleich als dessen am weitesten nach Norden vorgeschobener Aussenposten denkwürdig, möchte die mit dem bischöflichen Schloss verbundene Domkirche zu Hapsal an der Küste von Estland sein; drei spitzbogige Kreuzgewölbe über einem Rechteck von 36 × 11,5 m im Lichten; erbaut nach 1263; das Detail noch ganz romanisch. (Die Masse bei Neumann: Gesch. der bildenden Künste in Liv-, Est- und Kurland p. 16 sind falsch.)

3. *Verdun: Dom.* — saec. 12. Viollet-le-Duc. Zu klein.
4. *Klosterrath: Stifts-K.* — M. saec. 12. — Baudry, Organ 1859 und eigene Messungen.
5. *Brauweiler: Benediktiner-K.* — saec. 11, umgebaut E. saec. 12. — Zu gross. Zeitschr. d. hannöv. Architekten-Vereins.
6. *Rosheim: S. Peter-Paul.* — E. saec. 12. — Lasius in Allgem. Bauzeitung.
7. *Enkenbach: Kloster-K.* — 2. Hälfte saec. 12. — Gladbach.
8. **München-Gladbach: Kloster-K. S. Veit.* — A. saec. 13, Chor 2. H. saec. 13. — Bezold.
9. *Worms: St. Martin.* — saec. 12 u. 13. — Gladbach; Denkmäler in Hessen.
10. *Schlettstadt: S. Fides.* — E. saec. 12. — Kraus, Kunst und Altertum in Elsass-Lothringen.
11. **Saint-Dié: Kleinere Kirche (?)*. — saec. 12. — Bezold.
12. *Sigolsheim.* — E. saec. 12. — Kraus.
13. *Gebweiler: Kloster-K. S. Leodegar.* — Beg. 1162. — Archives des mon. hist.

Tafel 166.

1. *Köln: S. Aposteln.* — A. saec. 12, Chor c. 1200, westl. Querschiff und Gewölbe des Langhauses 1219. — Boisserée.
2. *Köln: Gross-S.-Martin.* — c. 1200. — Boisserée.
3. **Bonn: Münster S. Cassius und Florentius.* — Westchor A. saec. 11, Ostchor c. 1160, Kreuzarme und Langhaus nach 1208. — Tornow.
4. *Köln: S. Kunibert.* — A. saec. 13. — Boisserée.
5. *Reuss: S. Quirin.* — Beg. 1209. — Boisserée.
6. *Roermond: Liebfrauen-K.* — Beg. 1218. — Bock-Tornow.
7. *Ribe: Dom.* — A. saec. 13. — Helms.
8. *Sinzig: Pfarrkirche.* — Beg. 1220. — Bock-Tornow.
9. *Limburg a. d. Lahn: Stiftskirche S. Georg.* — Beg. c. 1210. — H. Stier in Z. f. Bauwesen.
10. *Münstermaifeld: S. Martin.* — Westbau saec. 11, Chor und Querschiff 1225, Langhaus c. 1240. — Bock-Tornow.
11. *Arnstein a. d. Lahn: Prämonstratenser-K.* — 2. Hälfte saec. 12, Chor gotisch erweitert. — Bock-Tornow.

Tafel 167.

1. *Osnabrück: Dom.* — 1. Hälfte saec. 13, Chorumgang saec. 14. — Hase.
2. *Münster i. W.: Dom.* — Beg. 1225. — Lübke.
3. **Naumburg: Dom.* — Vor Mitte saec. 13, Westchor 1249, Ostchor 1308. — Memminger.
4. *Eger: Nikolai-K.* — A. s. 13. — Gruber.

5. *Bamberg: Dom.* — Auf dem Plan des saec. 11 gewölbmässig umgebaut c. 1230—37, Westchor 2. Hälfte saec. 13. — Förster.
6. *Fritzlar: Stifts-K. S. Peter.* — E. saec. 12 und A. saec. 13. — v. Dehn-Rotfelser, Baudenkmäler in Kurhessen.
7. *Arnstadt: Liebfrauen.* — E. saec. 12, Ostbau A. saec. 14. — H. Stier in D. Bauzeitung.

Tafel 168.

1. *Wildeshausen: S. Alexander.* — Beg. 1224. — Hase.
2. *Goslar: Frankenberger K. S. Peter-Paul.* — A. saec. 13. — Mitthoff, Archiv.
3. *Braunschweig: Stifts-K. S. Blasius.* — Beg. 1273. — Hase.
4. *Diesdorf: Augustiner-K.* — Beg. 1157. — Adler.
5. *Heiningen: Kloster-K.* — saec. 11, Umbau saec. 12. — Hase.
6. *Neuweiler: Stifts-K. S. Peter und Paul.* — 1. Hälfte saec. 13, die östlich anschliessende Kapelle saec. 11. — Archives des m. h.
7. *Karlsburg: Dom.* — Nach M. saec. 13. C.-Comm. Jahrb. III.
8. *Wiener-Neustadt: S. Maria.* — M. saec. 13. — Heider u. Eitelberger.
9. *Ellwangen: Stifts-K. S. Veit.* — 2. Hälfte saec. 12. — Schwarz.
10. *Sanct Jtk: Benediktiner-K.* — Gegen Mitte saec. 13. — Heider u. Eitelberger.
11. *Zsambéck: Prämonstratenser-K.* — Beg. 1258. — Heider u. Eitelberger.
12. *Trebitsch: Benediktiner-K.* — Mitte saec. 13. — Heider u. Eitelberger.

Tafel 169.

HALLENKIRCHEN.

1. *Soest: Nikolaikapelle.* — Gegen 1200. — Lübke.
- 2, 3. **Paspels und Berschins in Graubünden: Dorfkirchen.* — Rahn.
4. *Bechin in Böhmen.* — A. saec. 13. — Grueber.
5. *Melverode bei Braunschweig: Dorfkirche.* — Nach 1178. — Hase.
6. *Methler: Pfarr-K.* — 1. Hälfte saec. 13. — Nordhoff.
7. **Soest: S. Marien zur Höhe.* — 1. H. saec. 13. — Memminger.
8. *Kirchlinde.* — 1. Hälfte saec. 13. — Lübke.
9. *Balve.* — 1. Hälfte saec. 13. — Lübke.
10. *Berne.* — 1. Hälfte saec. 13. — Hase.
11. **Bremen bei Werl.* — saec. 11 u. 13. — Memminger.
12. *Battenfeld.* — Hess. Denkmäler.
13. *Bocke.* — saec. 12—13. — Lübke.
14. *Wallenhorst.* — saec. 12—13. — Hase.
15. **Ostönnen.* — saec. 12—13. — Memminger.
16. **Prüll bei Regensburg: Karthause.* — A. saec. 13. — Höfken.

17. *Regensburg: *Templer-K. S. Leonhard*. — A. saec. 12. — Höfken.
18. *Legden*. — 1. Hälfte saec. 13. — Hase.
19. *Billerbeck*. — Beg. 1234. — Hase.
20. *Langenhorst: Nonnenkloster-K.* — 1. Hälfte saec. 13. — Hase.

Tafel 170.

GEWÖLBTE KLEINARCHITEKTUR.

1. *Werden a. R.: Krypta*. — saec. 9 u. 11. — Z. f. Bauwesen.
2. *Regensburg: *S. Emmeram*, Westkrypta. — M. saec. 11. — Bezold.
- 3, 4. *Regensburg: *Stephanskapelle* (>alter Dom<). — M. saec. 11. — Bezold.
- 5, 6. *Paderborn: Bartholomäuskapelle*. — 1017. — Möllinger.
- 7, 8. *Corvei: Kloster-K.*, Erdgeschoss des Westchors. — Um 1000. — Möllinger.
- 9, 10. *Helmstädt: Liudgerikapelle*. — saec. 10 u. 11. — Nieders. Bauhütte.
11. *Helmstädt: Liudgerikloster*, Krypta. — A. saec. 11. — Nieders. Bauhütte.
- 12, 13. *Quedlinburg: Wiperti-Krypta* (Kapelle). — saec. 10. — Hase.
- 14, 15, 16. *Mainz: Erzbischöfliche Palastkapelle S. Gotthard*. — 1135. — Schneider.
17. *Neuweiler: Doppelkapelle*. — saec. 11. — Viollet-le-Duc.
18. *Köln: S. Maria im Kapitol*, Krypta. — saec. 11. — Boisserée.
19. *Freiburg a. d. Unstrut: Schlosskapelle*. — saec. 12 u. 13. — Puttrich.
20. *Freising: Domkrypta*. — Förster.
21. *Landsberg: Schlosskapelle*. — Puttrich.
22. *Köln: S. Gereon*, Krypta. — Westl. Teil saec. 11, östl. Teil saec. 12. — Boisserée.

Tafel 171.

GEWÖLBEBASILIKEN. QUERSCHNITTE.

1. *Saint-Dié: *Kleinere Kirche*. — 2. Hälfte saec. 12. — Bezold.
2. *Worms: S. Martin*. — saec. 12, Hauptgewölbe gegen M. saec. 13. — Gladbach.
3. *Mainz: Dom*. — c. 1090–1135, Gewölbe erneuert c. 1200 (infolge Fehlers unserer Quelle der Gewölbekämpfer um fast 1 m zu niedrig). — Schneider.
4. *Saint-Dié: *Kathedrale*. — 2. Hälfte saec. 12. — Bezold.
5. *Speier: Dom*. — Letztes V. saec. 11, Gewölbe erneuert c. 1170. — Geier u. Görz.
6. *Worms: Dom*. — 2. Hälfte saec. 12. — Hess. Denkmäler.
7. *Knechtsteden: Prämonstratenser-K.* — Beg. 1138. — Z. f. Bauwesen.
8. *Laach: Benediktiner-K.* — 1. Hälfte saec. 12. — Geier u. Görz.
9. *Ellwangen: Stifts-K. S. Veit*. — 2. Hälfte saec. 12. — Schwarz.

Tafel 172.

1. *Heiningen: Nonnenkloster-K.* — 2. Hälfte saec. 12 gewölbemässig umgebaut. — Hase.
2. *Goslar: Frankenger-K.* — c. 1200. — Hase.
3. *Diesdorf: Augustiner-K.* — 2. Hälfte saec. 12. — Adler.
4. *Petersberg bei Halle: Augustiner-K.* — Erneuert nach 1200. — Z. f. christl. Archäologie, 2.
5. *Sigolsheim.* — E. saec. 12. — Kraus.
6. *Wildeshausen.* — 2. V. saec. 13. — Hase.

SYSTEME (die Zeitsbestimmungen u. Quellen s. oben).

Tafel 173.

1. *Mainz: Dom, Langhaus.* — 2. *Speier: Dom.* — 3. *Worms: Dom.*

Tafel 174.

1. *Laach: Längenschnitt.* — 2. *Mainz: Dom, Westchor.*

Tafel 175.

1. *Köln: S. Mauritius.* — Vor 1144. — Quast u. Otte. — 2. *Laach.*
3. **Klosterrath; Bezold.* — 4. *Battenfeld.* — 5. *Ellwangen.* — 6. *Knechtsteden.*

Tafel 176.

1. *Goslar: Kirche auf dem Frankenberge.* — 2. *Braunschweig: Stiftskirche (Dom).* — Hase. — 3. *Heiningen.* — 4. *Diesdorf.* — 5. *Dortmund: Liebfrauen.* — Lübke. — 6. *Königsutter: Chor;* vor M. saec. 12. — Hase. — 7. *Wildeshausen.*

SCHNITTE UND SYSTEME DES UEBERGANGSSTILS.

Tafel 177.

1. *Andernach: S. Genovefa.* — Nach 1206? — Boisserée.
- 2, 3. *Ribe: Dom.* — A. saec. 13. — Helms.
4. **Bacharach: S. Peter.* — 2. V. saec. 13. — Bezold.
5. *Limburg a. L.: Stifts-K. S. Georg.* — c. 1210—40. — Stier in Z. f. Bauwesen.
6. **Roermond: Liebfrauen.* — 1. Hälfte saec. 13. — Bezold.

Tafel 178.

1. **Köln: S. Kunibert.* — 1. V. saec. 13. — Höfflund.
2. *Köln: Gross-S.-Martin.* — 1. V. saec. 13. — Boisserée.
3. *Heisterbach: Cistercienser-K.* — 1. V. saec. 13. — Boisserée.
4. **Bonn: Münster.* — 1. V. saec. 13. — Tornow.

Tafel 179.

1. **Bamberg: Dom.* — Vor 1236. — Förster.
2. **Naumburg: Dom.* — Vor M. saec. 13. — Memminger.

3. *Fritzlar: Stifts-K.* — 1. Hälfte saec. 13. — v. Dehn-Rotfelser.
4. *Trebitsch: Kloster-K.* — 2. V. saec. 13. — C.-Comm. Jahrb.
5. *Freiburg i. B.: Münster.* — 1. Hälfte saec. 13. — Möller.
6. **Strassburg: Münster.* — 1. Hälfte saec. 13, Kuppel modern erneuert. — Baubureau.

Tafel 180.

1. **Bonn: Münster,* Teil des Langchors und Mittelschiffs. — 1. V. saec. 13. — Märten.
2. **Köln: Gross-S.-Martin,* Längenschnitt. — 1. Hälfte saec. 13 mit Benutzung älterer Mauerteile. — Nagelschmidt.
3. **Gelnhausen: Pfarr-K.,* Chor und Vierung. — 1. V. saec. 13. — v. Schmidt.
4. **Köln: S. Kunibert,* Längenschnitt. — A. saec. 13. — Höfflund.

Tafel 181.

- 1, 2. **Sinzig: Pfarr-K.* — 2. V. saec. 13. — Märten.
3. **Roermond: Liebfrauen.* — 1. Hälfte saec. 13. — Bezold.
4. **Bacharach: S. Peter.* — 2. V. saec. 13. — Bezold.
5. **Köln: S. Andreas.* — 2. V. saec. 13. — Bezold.

Tafel 182.

1. **München-Gladbach: S. Veit.* — 1. Hälfte saec. 13. — Bezold.
2. *Limburg: S. Georg.* — 2. V. saec. 13. — Stier in Z. f. Bauwesen.
3. *Köln: Kloster-K. Sion.* — Beg. 1221. — Boisserée.
4. *Werden a. d. Ruhr: Stifts-K.* — 1257—75. — Z. f. Bauwesen.
5. **Gerresheim: Frauenstifts-K.* — 1. Hälfte saec. 13. — Bezold. — Höhen bloss nach Schätzung.
6. *Neuss: S. Quirin.* — 1. Hälfte saec. 13. — Boisserée.

Tafel 183.

1. **Saint-Dié: Kleinere Kirche.* — 2. Hälfte saec. 12. — Bezold.
2. **Saint-Dié: Kathedrale.* — 2. Hälfte saec. 12. — Bezold.
3. **Schlettstadt: S. Fides.* — 2. Hälfte saec. 12. — Bezold.
4. *Rosheim.* — 2. Hälfte saec. 12. — Lasius in Allg. Bauzeitung.
5. *Worms: S. Martin.* — saec. 12 u. 13. — Gladbach.
6. *Gebweiler: S. Leodegar.* — saec. 12 u. 13. — Archives.
7. *Enkenbach: Prämonstratenser-K.* — M. saec. 13. — Gladbach.

Tafel 184.

1. **Osnabrück: Dom.* — A. saec. 13, 1218 wesentlich vollendet. — Bezold.
2. **Bamberg: Dom.* — Vor 1236. — Holzinger.
3. *Nürnberg: S. Sebald.* — M. saec. 13. — Kallenbach, Chronologie.

4. *Fritzlar: Stifts-K.* — 1. Hälfte saec. 13. — v. Dehn-Rotfelser.
5. **Naumburg: Dom.* — 2. V. saec. 13. — Memminger.
6. *Karlsburg: Dom.* — 3. V. saec. 13. — C.-Comm.

Tafel 185.

HALLENKIRCHEN. QUERSCHNITTE.

(Die Zeitbestimmungen und Quellen bei Taf. 169.)

1. *Methler.* — 2. *Berne.* — 3. **Karthause Prüll.* — 4. *Balve.* —
5. *Billerbeck.* — 6. **Regensburg: S. Leonhard.* — 7. *Lippstadt: Grosse Marienkirche.* — 8. *Melverode.* — 9. *Soest: S. Maria zur Höhe.*

Tafel 186.

HALLENKIRCHEN. LÄNGENSCHNITTE.

1. *Melverode.* — 2. *Lippstadt: Grosse Marienkirche.* — 3. *Münster: S. Servatius.* — 4. *Braunschweig: S. Martin.* — 5. *Methler.* —
6. *Legden.* — 7. *Soest: S. Maria zur Höhe.*

Tafel 187.

PERSPEKTIVEN.

1. *Roermond: Liebfrauen.* — Tornow bei Bock.
2. **Arnstadt: Liebfrauen.*
3. **Naumburg: Dom.* — Photographie.
4. **Limburg: S. Georg.* — Photographie.

Tafel 188.

1. *Mainz: Dom.* — (Vgl. die Bemerkung zu Taf. 171.)
2. *Speier: Dom.*

Tafel 189.

1. **Ratzeburg: Dom.* — Photographie.
2. **Münster i. W.: Dom.* — Bezold.

Tafel 190.

1. **Ramersdorf: Deutschordenskapelle* (jetzt auf dem Frithof in Bonn).
2. V. saec. 13. — Tornow.
2. *Laach: Vorhalle.* — A. saec. 13. — Bock.
3. *Konradsburg: Krypta.* — c. 1200. — Puttrich.
4. *Maastricht: Liebfrauen, Krypta.* — 2. Hälfte saec. 12. — Tornow.